9

1960



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau

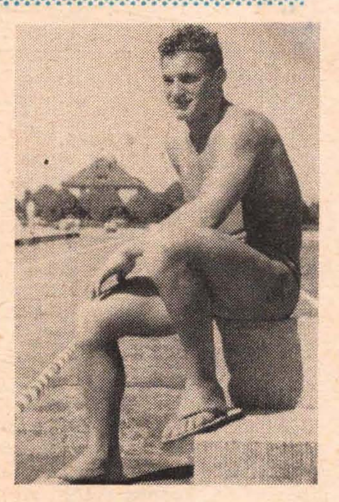


Partisanen · Grafik von Prof. Detschko Usunow

Am 23. September begeht die Bulgarische Volksarmee ihren 16. Jahrestag



GIBT DAS WORT



Maat Egon Henninger

Europarekordhalter über 200 m Brust
und Olympiateilnehmer 1960

Alles für die Republik!

AR: „Einhunderteinundvierzig Sportler der Deutschen Demokratischen Republik haben sich durch ihre Leistungen für die gemeinsame deutsche Mannschaft zu den XVII. Olympischen Sommerspielen qualifiziert, vertreten in Rom unseren Staat der Arbeiter und Bauern. Sie, Genosse Henninger, gehören ebenfalls dazu. Wie fühlt man sich in einem solchen Moment seines Lebens?"

Maat Henninger: „Auf jeden Fall über alle Maßen glücklich und froh, den schließlich ist ja die Teilnahme an Olympischen Spielen das höchste Ziel jedes Sportlers. Als 1956 Melbourne Austragungsort war, da habe ich zu irgend jemand so aus Quatsch gesagt: ‚Wenn es 1960 wieder losgeht, dann bin ich auch dabei!' Das war damals natürlich nur dumme Flaxerei. Gedacht habe ich mir nichts dabei und auch nicht im Ernst daran geglaubt. Ich war ja gerade erst 16 Jahre alt. Jetzt, wo ich es nun doch geschafft habe, ist die Freude natürlich um so größer. Übrigens ist das zugleich auch die erste Auslandsreise meines Lebens . . ."

AR: „. . . und dann gleich zu Olympischen Spielen, das ist gewiß einmalig. Haben Sie da nicht ein bißchen Lampenfieber?"

Maat Henninger: „Das schon, denn die anderen Sportler, mit denen ich zusammen nach Rom fahre, haben ja alle schon viele Auslandsstarts hinter sich und sind durch manchen harten internationalen Wettkampf gegangen. Mir fehlt es dagegen noch an internationaler Erfahrung. Trotzdem habe ich mir selbstverständlich vorgenommen, unsere Republik in Rom würdig und ehrenvoll zu vertreten. Und ich glaube, das ist gerade in Italien wichtiger als anderswo. Nicht nur, weil es die Olympischen Spiele sind, die Krone des Weltsports gewissermaßen. Nein, vor allem deswegen, weil ja Italien ein NATO-Staat ist und damit auch zu denen gehört, die unsere Republik nicht anerkennen wollen. Wir aber werden allen, die es bisher nicht wahrhaben wollten, durch unsere Leistungen und unser Auftreten zeigen, daß unser Arbeiter-und-Bauern-Staat heute nicht mehr zu übersehen ist. Jeder soll merken, daß die Deutsche Demokratische Republik sowohl im Sport wie auch in Politik, Wirtschaft und Kultur ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß, wenn man sich nicht vor aller Welt lächerlich machen will. Und schließlich wird unser Auftreten allen zeigen, daß es nicht nur ein militaristisches Westdeutschland gibt, in dem der Atomkrieg vorbereitet wird, sondern als wirksames Gegengewicht auch eine friedliebende Deutsche Demokratische Republik, die erfolgreich den Weg des Sozialismus beschreitet."

AR: „Vielleicht haben Sie davon gehört, daß in der Westzone behauptet wird, unsere Sportler trügen zwar auf ihren Trainingsanzügen das Emblem der Arbeiter-und-Bauern-Macht, erklärten sich aber innerlich nicht damit einverstanden. Was sagen Sie dazu?"

Maat Henninger: „Ganz einfach gesagt, ist das nichts anderes als Quatsch mit Soße. Warum sollte denn ich zum Beispiel nicht gern für unsere Republik starten und nicht stolz unser Staatswappen tragen? Alles, was ich heute bin, alles, was ich heute kann, verdanke ich doch unserem Staat der Arbeiter und Bauern. Ich bin kein Kind reicher Leute, sondern stamme aus jenem Mecklenburg, das früher zu den rückständigsten Gebieten Deutschlands gehörte, in dem das ganze Dasein der Menschen nur darin bestand, für die Guts- und Großgrundbesitzer zu schuften. Hier war doch das Leben noch armseliger als arm. Kultur und Sport waren Fremdworte. Nicht einmal in der langen Geschichte der Olympischen Spiele nahm ein mecklenburgischer Sportler daran teil. Das änderte sich doch erst, als die Junker zum Teufel gejagt waren, als die Arbeiter und Bauern ihr Schicksal selbst in die Hände nahmen. Und so war es auch erst unter diesen neuen Bedingungen möglich, daß sich Horst Mann 1956 als erster Sportler Mecklenburgs für die Olympischen Spiele qualifizieren konnte. Diesmal — und das zeugt wohl am besten von dem stürmischen Entwicklungstempo — sind es allein sieben Sportler des Ostseebezirks, die nach Rom fahren."

AR: „Drei davon kommen aus Ihrem Klub, dem ASK Vorwärts Rostock. Das sind soviel, wie 1956 aus der Nationalen Volksarmee insgesamt an den Olympischen Spielen teilnahmen. Diesmal sind es dagegen 25 Armeesportler. Das ist eine imposante Steigerung, die doch ganz bestimmte Ursachen hat. Welche sind das?"

Maat Henninger: „Ich für meinen Teil und für meinen Klub möchte sagen: Es liegt wohl vor allem daran, daß eine gute Erziehungsarbeit geleistet, nach wirklich wissenschaftlichen Methoden hart und konsequent trainiert sowie eine umfangreiche Förderung neuer, junger Talente betrieben wurde. So wie die Genossen auf den Schiffen und in den anderen Waffengattungen der Nationalen Volksarmee kämpfen auch wir darum, unsere Pflichten auf sozialistische Weise zu erfüllen, sozialistisch zu lernen und zu leben. Unser Motto für die ganze Olympiavorbereitung war: Alles für unsere Republik, für unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat!"

AR: „Wir hörten davon, daß alle drei Olympiateilnehmer Ihres Klubs in den letzten Wochen Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands geworden sind. Sie selbst stellten Ihren Aufnahmeantrag unmittelbar, nachdem Sie in Berlin neuen Europarekord über 200 m Brust geschwommen sind. Was bewog Sie zu diesem Schritt?"

Maat Henninger: „Ich war Junger Pionier, gehöre seit 1956 der Freien Deutschen Jugend an und bin mit zwanzig Jahren Spitzensportler. Von meiner Schulzeit bis heute habe ich die ganze Unterstützung genossen, die Partei und Regierung der Jugend unserer Republik geben. Ich will zwar versuchen, durch hohe sportliche Leistungen meinen Dank dafür abzustatten, aber ich glaube, das genügt noch nicht. So habe ich um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse gebeten, weil ich in ihren Reihen noch besser und aktiver mithelfen will, den Sozialismus zum Siege zu führen, alle Menschen für unsere Ziele zu begeistern und den Frieden und unsere sozialistische Heimat zu schützen. Und ich bin sehr, sehr stolz, daß mich die Partei an meinem Geburtstag und noch vor den Olympischen Spielen in ihre Reihen aufgenommen hat. Ich werde mir deswegen in Rom ganz besondere Mühe geben, gut abzuschneiden, unserer Partei und unserer Republik Ehre einzulegen."

AR: „Wir wünschen Ihnen dazu von ganzem Herzen recht viel Erfolg, Genosse Henninger. Wenn dieses Interview erscheint, sind die ersten Wettkämpfe — darunter auch Ihrer — bereits vorüber. Wir werden dann also schon mehr wissen. Dennoch möchten wir sagen: Unsere Gedanken, unsere besten Wünsche sind bei Ihnen und allen Olympiakämpfern der Nationalen Volksarmee sowie unserer Deutschen Demokratischen Republik. Wir wünschen allen Genossen und Sportfreunden nochmals recht, recht viel Erfolg!



Weshalb Powers U-2 nicht ganz zerschmetterte

Wir hatten eine Diskussion über das U-2-Spionageflugzeug, das die Sowjetunion abgeschossen hat. Aber keiner von uns konnte sich ein Bild machen, weshalb das Flugzeug nicht ganz zerschmettert war.

Unteroffizier Räpke, Erfurt

Zwei plausible Gründe gibt es, warum die Sowjetunion recht gut erhaltene Flugzeugtrümmer ausstellen konnte. Der erste ist die Art des Abschusses. Offensichtlich hat die sowjetische Luftabwehr eine Rakete mit Näherungszünder eingesetzt. Solch ein Zünder ist für eine Boden-Luft-Rakete vorteilhaft. Wenn sie das Ziel genau treffen soll, müßte sie im letzten Teil der Flugbahn sehr enge Kurven mit großer Geschwindigkeit fliegen. Weil das technisch kompliziert ist, läßt man ihre Sprengladung in einiger Entfernung vom Flugzeug detonieren. Die Splitter verteilen sich über einen weiten Raum und setzen das Ziel sicher außer Betrieb. (Vorausgesetzt natürlich, es handelt sich um eine technisch ausgereifte, einwandfrei produzierte und von ausgezeichneten Fachleuten abgeschossene Rakete.)

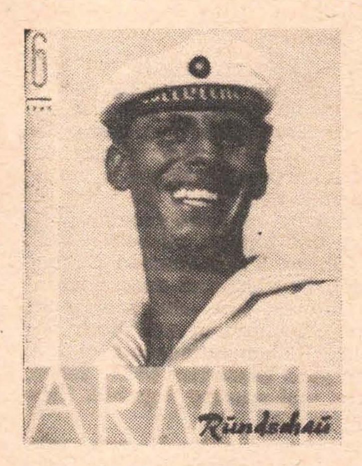
Die Trümmer der Maschine unterliegen zwei Kräften: der Erdanziehung und dem Luftwiderstand. Die Erdanziehung sucht die Trümmer immer mehr zu beschleunigen. Der Luftwiderstand aber läßt sie nur eine bestimmte, nicht allzu hohe Geschwindigkeit erreichen. Man denke nur an einen Fallschirm.

So halfen die Naturgesetze der Sowjetunion, die Spionageabsichten der U-2, die schon allein durch den tiefen Einflug in sowjetisches Gebiet offensichtlich waren, auch für den letzten Zweifelnden eindeutig zu entlarven. Die technischen Hinweise für einen guten Höhenmotor sowie über den Stand der amerikanischen Elektronik und Luftbildtechnik waren die angenehmen Abfallprodukte dieser schmutzigen Affäre.

H. Hillen

In Zukunft keine Backpflaumen mehr

Mit dem Titelbild der Ausgabe 6/60 bin ich durchaus nicht einverstanden. Seit die NVA geschaffen wurde, bin ich bereits bei ihren See-



streitkräften. Während dieser Zeit habe ich nicht ein einziges Mal so eine gammlige Mütze (bei uns als Brötchen oder Backpflaume bekannt) wie dieser abgebildete Matrose getragen. Wir bemühen uns ständig um die Einhaltung der Anzugsordnung. Aber mit diesem Titelbild seid ihr uns (vielleicht unbewußt) in den Rücken gefallen. Wenn ihr wieder ein Bild von einem Matrosen braucht, dann nehmt euch einen, der in der Anzugsordnung unsere Seestreitkräfte würdiger repräsentiert als jener auf dem Titelbild.

Ansonsten möchte ich nur sagen: „Weiter so, die AR ist wirklich eine aktuelle und interessante Zeitschrift für unsere Armeeangehörigen."

Obermstr. Szyszka Reinhold, Peenemünde

Bei der Veröffentlichung dieses Schnappschusses waren wir der Meinung, daß seine Aussagekraft die Bedenken wegen des Verstoßes gegen die Bekleidungsordnung zurücktreten lassen kann. Dieser Meinung schlossen sich verantwortliche Genossen des Kommandos der Seestreitkräfte an.

Das betreffende Foto wird von berufener Seite als das beste Porträt der letzten Zeit eingeschätzt, die Verkaufsexemplare an den Kiosken wurden fast alle abgesetzt und die Zeitschrift „DDR im Bild" hat bei uns einen Ankaufsantrag gestellt. Die zivile Öffentlichkeit ist also nicht über den fehlenden Mützendraht gestolpert. Der Matrose wird draußen durchaus nicht als unwürdig angesehen.

Anders allerdings war die Reaktion bei vielen Genossen der Seestreitkräfte, die die drahtlose Seemannsmütze – und wir geben zu: mit Recht – eine

Bundeshauptmann Straußenauer

hatte einen

Unfall

Tach, Herr Kammrad! Freue mich, daß Sie Zeit ham, fürn kranken Menschen.

Nee, nee! Jeht mir janz miserabel. Völlich mit den Nerven fertich.

Wie das kam? Sage ihn'n, janz totale Pechsträhne.

Jing schon los beim letzten Stahlhelmtreffen. Merke ich doch, wie ich mich in die Anwesenheitsliste eintrage, daß mein Augenjlas wech is.

Was, das wär nich weiter schlimm? Na, dann hörnse mal zu: War nämlich nich Anwesenheitsliste, sondern Aufruf für Verbot von Atomwaffen. Fatale Anjelejenheit jewesen. Kamraan unterschriem aus Disziplin ebenfalls. Strauß mächtig getobt.

Kam aber noch schlimmer.

Sagte zu mir: „Kammrad, hier haste Mist jebaut. Ewije Etappenluft verweichlicht dich. Mußt mal wieder frischen Frontjeist inhaliern!"

Flieje also nach Westberlin. Sage Ihn'n, weht dort 'n janz andrer Wind. Jibt altem Kämpfer neue Kraft. Wurde sofort wieder unternehmungslustich.

Stelle mich also am Brandenburjer Tor dem Bolschewismus jejenüber auf, blicke ihm janz fest ins Auge und schreie ihm mit markijer Stimme Kammraan Lemmers Spezialkontaktlosung ins Jesicht: „Macht das Tor auf!"

Na, was soll ich Ihn'n sagen. Kriegt mich doch da son Kleiderschrank in Zivil am Schlafittchen und brüllt:

„Kommse mit! Sie sind verhaftet!"

Denke: „Donnerwetter, Kammrad! Biste zu nah ranjejangen an den Bolschewismus!" Schalte aber sofort und sage zu dem Stasi:

„Kammrad Jenosse, nischt für unjut, sind doch alle für den Frieden!"

Da brüllt der: „Halts Maul!" und demoliert mir die Zahnprothese.

Als ich wieder zu mir komme, konstatiere ich: Polizeirevier. Leite sofort taktisches Manöver ein, mache Augen wieder zu und tarne Jesicht mit linkem Unterarm. Gucke mir dann heimlich die brutalen Jesichter der Vopos an. Sage Ihn'n, war furchtbare Nervenbelastung.

Kommt aber noch schlimmer.

Merke nämlich plötzlich: Sind jar keine Vopos, sondern Stupos! Stasi ist also auch kein Stasi, sondern Verfassungsschutzmann.

Zufällich kommt da jrade der Herr Innensenator rein.

„Jott sei dank!" denke ich, springe auf ihn los und schreie: „Kammrad Lipschitz! Ham Sie Kommunisten in der Polizeitruppe, oder machen Sie schon Freie Stadt?"

Erwachte dann erst hier im Krankenhaus.

Leider erst zu spät erfahrn, daß Verfassungsschutz seit 13. Juli Order hat, Tor dicht zu machen.

B-t



Unsitte nannten. Bekanntlich setzt sich die militärische Disziplin aus der Summe vieler Kleinigkeiten des Dienstes und deren exakter Einhaltung zusammen. Das werden wir in Zukunft stärker beachten.

Die Redaktion

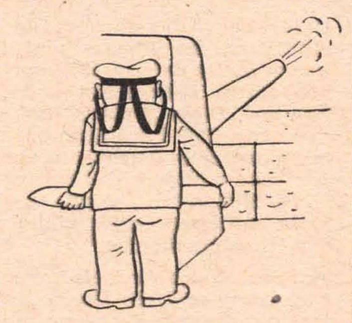
Verhöhnung unserer Uniform?

Seit längerer Zeit sind wir Leser Ihrer Zeitung. Sie erfreut sich bei uns an Bord größter Beliebtheit. Mit viel Spannung sehen wir dem Erscheinen der nächsten Nummer entgegen. Die AR gibt uns Hinweise für unseren Dienst und einen umfangreichen Einblick in die verschiedenen Waffengattungen unserer Armee.

Mit der „Witzseite" in Nr. 7/60 können wir uns jedoch nicht einverstanden erklären. Wir sind uns nicht im klaren, was Zeichner Paul Klimpke mit diesen geistlosen „Witzen" erreichen will! Ist sich der Zeichner bewußt, daß diese Uniform unser Ehrenkleid ist, wir sie mit sehr viel Stolz tragen und sie auf eine lange Tradition zurückblickt? Weiß dieser Herr Klimpke überhaupt, was die einzelnen Uniformstücke, z. B. Kieler Kragen, Mützenbänder usw., für eine Bedeutung haben? Die Verhöhnung der Mützenbänder fanden wir geradezu empörend, da sie als Symbol für alle gefallenen Seeleute gelten.

Obermaat R. Pietsch
Obermatrose B. Schorfenberg
Matrose J. Balzer
Matrose (unleserlich, d. R.)
Matrose Hannusch
Obermatrose P. Scholz

Neben den Kurzgeschichten und den Erzählungen „Der schreibende Soldat" hat mir besonders die dritte Umschlagseite der AR immer Freude bereitet. Vor allem Nr. 7/60 „Mützenbänder aus Seemannsgarn". Der Zeichner Paul Klimpke hat mit wenigen Strichen gezeigt, daß unsere Matrosen sehr praktische Menschen sind. Wer diese



Bilder schlecht findet, hat keinen Humor und sollte sich einmotten lassen.

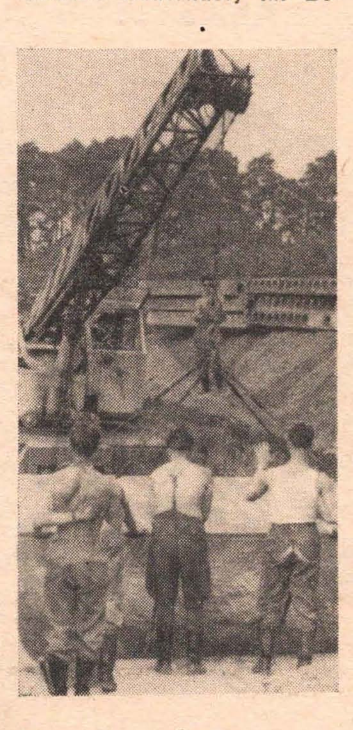
Erika Glöckel, Prora/Rügen

Viele Leser werden das Streitobjekt aus dem Heft 7/60 nicht mehr bei der Hand haben. Für sie haben wir – allerdings verkleinert – eine der umstrittenen Zeichnungen nochmals abgedruckt. Schreiben Sie uns bitte Ihre Meinung dazu.

Die Redaktion

„Einen richtigen Maissilo . . .

. . . müßten wir haben", sagte der Vorsitzende der LPG „Am Lindenberg" in Biehla, einem kleinen Bauerndorf im Bezirk Dresden, zu einer Delegation der Pateneinheit unserer Armee.



Die Genossen der Einheit Reichelt wollten unbedingt helfen. Unter den geübten Händen einiger Genossen entstand zunächst ein Modell eines modernen Durchfahrtsilos. Eine von der Parteiorganisation der Einheit organisierte Spendenaktion erbrachte einen Betrag von etwa 1200 DM.

Die Ausschachtungsarbeiten übernahmen die Genossen selbst. Im nahegelegenen Betonwerk Hoyerswerda fanden sich Großbauplatten, die als Ausschuß z. B. für den Wohnungsbau nicht mehr verwendbar waren. Für unseren Zweck reichten sie jedoch völlig. Für das Abladen und Einsetzen hatten die emsigen Genossen einen Kran aus einem Granitsteinwerk für einen Sonnabendnachmittag besorgt (siehe unser Bild). Mit dem Werk wuchs das Vertrauen der Genossenschaftsbauern zu unserer Volksarmee, zu ihren Klassenbrüdern und Genossen.

Rudolf Scheibe, Kamenz



Militärpolitische Umschau

Bittere Pillen für Bonn

Die Enthüllung der Geheimpläne des Bonner Militarismus durch den Genossen Walter Ulbricht im Januar dieses Jahres wurde in den letzten Wochen durch zahlreiche zusätzliche Beweise aufs neue bestätigt. Hunderte Bundeswehrangehörige, die in die DDR kamen, ergänzten durch ihre Aussagen das Bild über den verbrecherischen Kurs des Bonner Generalstabes und der westdeutschen Adenauer-Regierung. Unter ihnen befinden sich solche Offiziere der Bundeswehr und ehemalige Mitarbeiter in verantwortlichen Stellen wie Major Bruno Winzer, Hauptmann von Gliga, Otto Weißenberger, Joachim Steppat u. a.

Die hessische Zeitung „Frankfurter Bote" kommentierte diese Pleiten des militaristischen Adenauer-Regimes und die Stimmung im Bonner Kriegsministerium mit den Worten: „Im Bundesverteidigungsministerium kommt man nicht mehr zur Ruhe, seitdem Bundeswehrsoldaten, vom Rekruten bis zum Stabsoffizier, die Armee verlassen, um in die DDR zu gehen." Es wundert daher nicht, daß man in Bonn wenig wählerisch ist, um mit allen Mitteln davon abzulenken, daß die Volksbewegung gegen das Adenauer-Regime auch die Bonner Wehrmacht erfaßt hat. Als Ablenkungsmanöver mußte deshalb mangels anderer Ideen eine „Hungersnot und Versorgungskrise in der DDR" erfunden werden, die so weit gesteigert wird, daß es nach einer Meldung der „Unabhängigen Tageszeitung" „Die Welt" vom 9. August 1960 in der DDR schon seit Tagen kein Salz, keine Haferflocken und Erbsen gibt. Aber solche Mätzchen fruchten nicht viel, viel mehr hat die von uns erfolgte beharrliche Entlarvung der verbrecherischen Pläne der Revanchisten breite Kreise der Bevölkerung wachgerüttelt. Vielen Menschen in Westdeutschland hat der Abschuß des U-2-Spionageflugzeuges durch eine sowjetische Luftabwehrrakete anschaulich demonstriert, daß angesichts des internationalen Kräfteverhältnisses, das sich unaufhaltsam zugunsten des sozialistischen Lagers und damit des Friedens entwickelt, die „Politik der Stärke" endgültig bankrott gemacht hat. Die neu entstandene Lage beweist, daß von der Überlegenheit der USA keine Rede mehr sein kann. Der aggressive amerikanische Imperialismus und der westdeutsche Militarismus haben ernste Niederlagen erlitten.

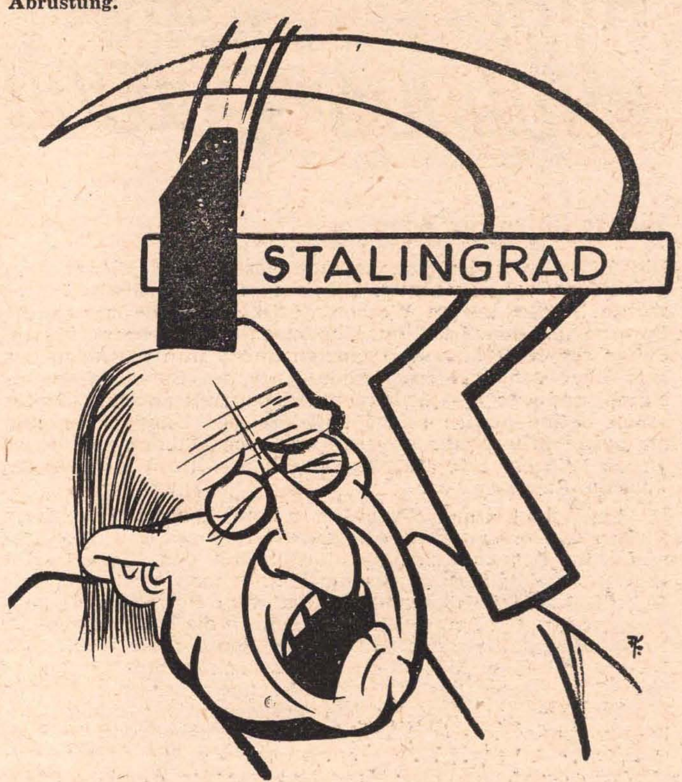
Speidel haut auf den Putz

In dieser Lage ist der westdeutsche Militarismus jedoch nicht ungefährlicher geworden. Die reißende Bestie ist bekanntlich dann am gefährlichsten, wenn sie sich in die Enge getrieben sieht. Faßt man das Bild der jüngsten Bonner Theorien und Praktiken zusammen, so setzt der deutsche Imperialismus gegenwärtig den Hauptakzent auf die Variante, die im Deutschlandplan des Volkes als zweite Alternative bezeichnet wird. Das heißt, weil er begreift, daß seine aggressiven militärischen Pläne nicht sofort zum Zuge kommen, deshalb will Bonn in jedem Fall erst einmal die Wiedervereinigung verhindern. Dabei soll alles getan werden, um die Erfüllung der ökonomischen Hauptaufgabe in der DDR zu verhindern und gleichzeitig die Atomaufrüstung und Revanchepolitik in Westdeutschland zu fördern, bis man sich stark genug fühlt, „unvorhergesehene Ereignisse" eintreten zu lassen, um dann die Alternative des Blitzkrieges und des Bruderkrieges in Szene zu setzen.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß der ehemalige Nazi-General Speidel, der heute Oberkommandierender der NATO-Landstreitkräfte in Mitteleuropa ist, in einem Vortrag vor der „Gesellschaft der US-Armee" in Washington am 8. August offen mit den Aggressionsplänen des deutschen Militarismus prahlte. Er sagte: „Mit der Aufnahme der Bundesrepublik Deutschland in die NATO, der Gründung der Bundeswehr und der Einführung der **taktischen Atomwaffen** hat sich die Stärke der ‚Schildstreitkräfte' so weit erhöht, **daß wir zur Zeit planen, Mitteleuropa an der äußersten Ostgrenze zu verteidigen.**" (AP-Meldung vom 8. August)

Dieses offene Eingeständnis Speidels bestätigt in vollem Maße unsere Enthüllungen der Bonner Aggressionspläne, die

Nazigeneral Speidel vor der „Gesellschaft der US-Armee" in Washington: „Die Sowjetunion ist während des zweiten Weltkrieges schwer angeschlagen worden." Deshalb sei die UdSSR für die Abrüstung.



Speidel: „Der Schlag hat die Sowjetunion geschwächt!"

den blitzartigen Überfall auf die DDR zum Inhalt haben, um dann an der Oder die Aggression gegen Volkspolen und die UdSSR fortzusetzen.

Adenauer will im trüben fischen

Nicht zufällig erscheinen in den letzten Wochen in den westdeutschen Zeitungen und Journalen zahlreiche Betrachtungen über die „Polaris"-Raketen.

„Die Welt" vom 9. August 1960 kommt in ihrem Leitartikel „Die Polaris macht Politik" zu dem Ergebnis, daß auch die Geheimverhandlungen zwischen Adenauer und de Gaulle im Schloß Rambouillet der Beseitigung aller Widerstände bei der Ausrüstung der Bonner Wehrmacht mit „Polaris"-Raketen dienten. Das Blatt schreibt nach einer Betrachtung über die „Polaris": „Das alles gehört zu dem Hintergrund der Gespräche, die jetzt um eine bessere Organisation der politischen Zusammenarbeit in Europa und in der NATO kreisen." Adenauer versteht darunter, die Integration Westeuropas unter Führung des westdeutschen Imperialismus und Militarismus zu forcieren und die bereits erreichte dominierende Rolle Westdeutschlands weiter auszubauen und auch auf militärischem Gebiet noch zu erhöhen.

Die Bestrebungen zielen zunächst „auf eine alsbaldige Verschmelzung der drei Sechsergemeinschaften EWG, Montanunion und EURATOM unter Leitung des bisherigen EWG-**Präsidenten Hallstein** hin". Dabei werden die Stimmen der Sprecher Bonns immer lauter, England habe sich zu entscheiden, ob es zu „Europa" gehöre oder nicht, d. h., es soll seine Vorbehalte gegen die Bonner Atompolitik aufgeben und die Ausrüstung der Bonner Armee mit strategischen Atomwaffen hinnehmen. Die „Frankfurter Allgemeine" vom 27. Juli betont, daß für die Stärkung der Position Bonns in der NATO gegenwärtig die Voraussetzungen günstig seien und die Unsicherheit der amerikanischen Außenpolitik als ein Element gewertet werden muß, das dazu Anlaß gebe, das ‚europäische Eisen' zu schmieden, solange das Feuer der gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen Ost und Welt glüht".

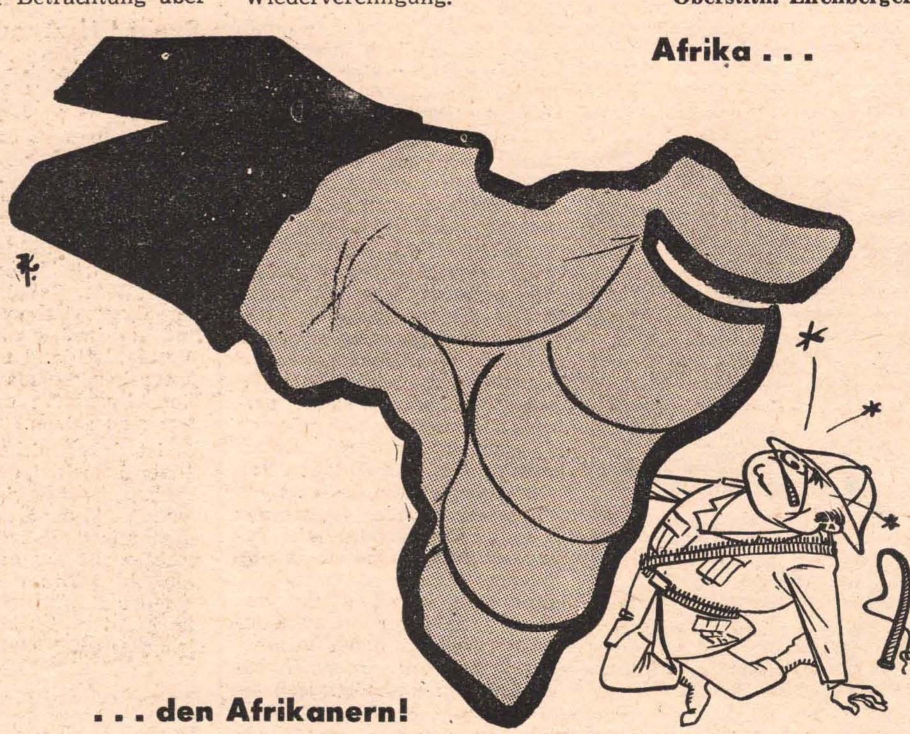
Es ist auch bekannt, daß bei dem Besuch des amerikanischen Heeresministers in Bonn im Juli die taktischen Winkelzüge besprochen wurden, die es Bonn ermöglichen sollen, die zu den Atomraketen gehörende Atommunition unter die Verfügungsgewalt der westdeutschen Militaristen zu stellen. Der amerikanische Generalstab hat sich bereit erklärt, alle Vorstöße Bonns zur Änderung der amerikanischen Atomgesetze, die der Auslieferung der Atommunition noch entgegenstehen, voll zu unterstützen. Was Adenauer verschämt als notwendige „Reform der NATO" bezeichnet, ist also nichts anderes als die „Reformierung" der noch vorhandenen Hemmnisse bei der Erlangung der Atomsprengköpfe zu den bereits gelieferten und noch zu liefernden Raketen aus den USA. Der Griff nach den „Polaris"-Raketen soll die Bonner Revanchisten in die Lage versetzen, daß „Moskau im Jahre 1962 wieder in d[illegible] Reichweite deutscher Waffen liegt", wie Strauß nach seiner USA-Reise selbst sagte.

Unter der Überschrift „Die neue Strategie" berichtet das „Bulletin" des Presse- und Informationsamtes der Bonner Regierung in der Nr. 137 vom Abschuß einer „Polaris"-Rakete von einem U-Boot aus und „kündet eine neue strategische Ära an". Diese „Polaris"-Rakete soll eine Maximalreichweite von etwa 2500 km haben („Die Welt" vom 9. August gibt ihr „zunächst eine Reichweite von 1800 km"). Die Wirkung einer „Polaris" schildert das Regierungs-Bulletin mit den Worten: „Ihre Nutzlast ... dürfte bei Volltreffer genügen, um eine Stadt mittlerer Größe völlig zu vernichten: ein mehrfaches der Hiroshimabombe."

Am Schluß des Artikels kommt man jedoch nicht umhin, den Vorsprung und die Überlegenheit der sowjetischen Raketentechnik anzuerkennen und muß die Feststellung treffen: „Um das Aufholen auf dem Gebiet der interkontinentalen Raketen werden die Amerikaner, das wissen sie selbst, nicht herumkommen."

Die Militaristen haben keine Chance

Wie auch die Manöver des westdeutschen Militarismus aussehen mögen, ihre abenteuerlichen Pläne werden immer wieder der Weltöffentlichkeit zu Gehör gebracht. Ihre Bemühungen, „unvorhergesehene Ereignisse" und Kurzschlußreaktionen auszulösen, stoßen auf immer größeren Widerstand der westdeutschen Bevölkerung. Es gibt keine Chance für den deutschen Militarismus. Weder mit der Alternative des Bruderkrieges noch mit der Spaltung kann sich das deutsche Volk abfinden. Deshalb bleibt als einzig mögliche nationale Politik nur die dritte Alternative: Beseitigung des deutschen Militarismus, Verständigung der beiden deutschen Staaten auf der Grundlage eines nationalen Kompromisses, friedlicher Wettbewerb der beiden Systeme, Annäherung der beiden deutschen Staaten und schließlich friedliche Wiedervereinigung. **Oberstltn. Effenberger**



Afrika ...

... den Afrikanern!

Truman:

Ich habe einen Hammer

Ein Tatsachenbericht über Schaffung, Einsatz und Nichteinsatz der Atombombe

von H. Huth

Inhalt des letzten Absatzes in Heft 8/60:
Die Atomforschung der Nazis schleppt sich wie auf Krücken voran. Der Beauftragte für Wehrforschung an den Deutschen Hochschulen, SS-General Mentzel, ist wütend.

Mentzel hat einen Bericht an seinen Chef Göring zu schicken. Er weiß, welch große Erwartungen man oben in die Atomphysik setzt. Allzu verlockend ist die Vorstellung, daß man, um eine Stadt wie Coventry auszuradieren, nicht mehr Tausende, sondern lediglich eine Bombe braucht. Diese Vorstellung aber ist für die nächsten Jahre eine Illusion — das ist die Quintessenz des Berichtes. Eine bittere Pille also. Und bitter auch für ihn, Mentzel, weil eine ihrer Auswirkungen durchaus sein kann, daß er dadurch in Ungnade fällt. Aber was hilft's, er muß dem Göring diese Pille verabreichen. Er kann sie lediglich etwas freundlich verpacken, mehr nicht. Und so diktiert dann Mentzel seiner Sekretärin folgenden Begleitbrief.

Geheim *8. Juli 1943*

Herrn Ministerialrat Dr. Görnnert
Stabsamt des Reichsmarschalls
Berlin W 8
Leipziger Straße 3.

Lieber Parteigenosse Görnnert!

In der Anlage übersende ich einen Bericht des Bevollmächtigten für Kernphysik, Staatsrat Prof. Dr. Esau, über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten mit der Bitte, dem Herrn Reichsmarschall darüber vortragen zu wollen. Wie Sie aus dem Bericht ersehen können, sind die Arbeiten in den wenigen Monaten doch ganz erheblich gefördert worden. Wenn auch die Arbeit in kurzer Zeit nicht zur Schaffung von praktisch brauchbaren Kraftmaschinen oder S p r e n g s t o f f e n führen wird, so ist auf der anderen Seite aber auch die Sicherheit vorhanden, daß die Feindmächte uns auf diesem Gebiet nicht mit Überraschungen aufwarten können.

Mit besten Grüßen
Heil Hitler
Ihr gez. Mentzel

Mentzel hat recht gehabt, was die Überraschung anbelangt, aber nur hauchdünn. Wäre die US-Atomforschung auch nur um vier Monate schneller gewesen, die Hiroshima-Bombe wäre über Deutschland explodiert. Man würde heute nicht von Hiroshima als dem Symbol einer brutalen, durch und durch imperialistischen Atompolitik sprechen, sondern von Dresden, Leipzig oder Magdeburg.

* * *

In den Nachmittagsstunden des 16. Juli 1945 ging aus der Wüste von Neu-Mexiko ein Telegramm an den Präsidenten der USA. Es lautete: „Babies satisfactorily born" („Geburt der Kinder glücklich verlaufen").

Das Telegramm war „top secret", „streng geheim". Kein mittlerer Beamte bekam es deshalb zu Gesicht. Und wenn! Er hätte den Sinn nicht erraten können. Babies von der Stärke des gemeinten gab es bis zu diesem 16. Juli höchstens in der Phantasie utopischer Schriftsteller.

Es war am Morgen des gleichen Tages gegen 5 Uhr 30 gewesen. Die Sonne lugte bereits über die Rocky Mountains. Da, urplötzlich, schießt ein Feuerstrahl zum Himmel. Sekundenlang, von grünlichem Licht, 8 Kilometer lang, strahlender und sengender als alles bisher von Menschen Gesehene. Als er wieder verschwunden ist, wirkt die Sonne wie ein Mond, bieder und kraftlos.

Stunden später klettert der Nobelpreisträger Oppenheimer in einen mit Bleiplatten ausgelegten Sherman-Panzer. 17 Kilometer sind vom Hauptbeobachtungsstand bis zum Explosionsort zurückzulegen, vorbei an verdorrten, dann an verbrannten Pflanzen. Bereits von weitem sieht Oppenheimer, daß der Stahlmast, an dem der Atomsprengkörper in 100 Fuß Höhe hing, verschwunden ist. Verdampft. Die letzten tausend Meter geht es über zu grünlichem Glas geschmolzenen Wüstensand. Dann stoppt die Fahrt. Oppenheimer erblickt einen Krater von ungefähr 400 Meter Durchmesser, in der Mitte 8 Meter tief, am Rand drei Meter tief.

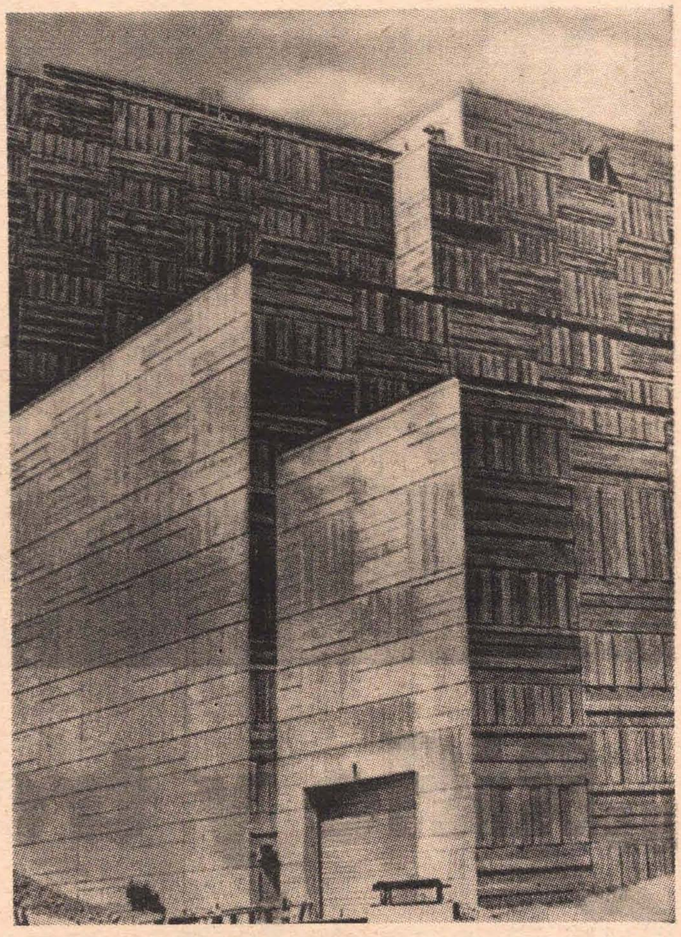
300 000 Menschen hatten an diesem Experiment gearbeitet. 4 neue Städte waren dazu aus dem Boden gestampft worden, die größte davon, Oak Ridge, mit 79 000 Einwohnern. Mehr als zwei Milliarden Dollar hatte alles gekostet.

Für Oppenheimer gibt es keinen Zweifel: Das ist das gigantischste industrielle Projekt des Kapitalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und er, J. Robert Oppenheimer, er ist wissenschaftlicher Leiter dieses gewaltigen Projekts.

Stolz und Genugtuung ergreifen ihn. Und sofort taucht wieder in ihm die quälende Frage auf: Was wird mit dieser gewaltigen Kraft geschehen? Wird sie eine Geißel der Menschheit?

Sechs Tage danach. In Potsdam tagt bereits die Konferenz der Großen Drei. Zwei Stunden nach Abschluß der Verhandlungen an diesem Tage findet eine interne amerikanische Sitzung statt. Anwesend sind der Präsident, die Kriegs- und Außenminister der USA sowie einige Generale, unter ihnen Eisenhower.

Zu Beginn hört man einen kurzen Bericht über das erfolgreiche Experiment in der Wüste von Neu-Mexiko. Dann ergreift Präsident Truman das Wort. *(Fortsetzung auf Seite 392)*



A T O M B U N K E R I N D E N U S A. Sehr viele amerikanische Konzerne, nicht nur die direkt am Bau der Atom- und Wasserstoffbomben beteiligten, schlagen horrende Profite aus dem Atomrüstungsgeschäft.

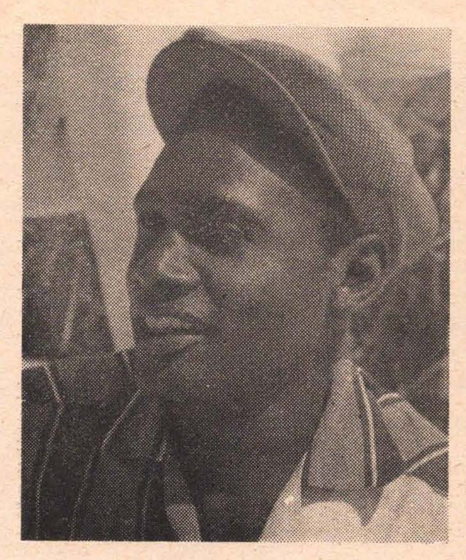


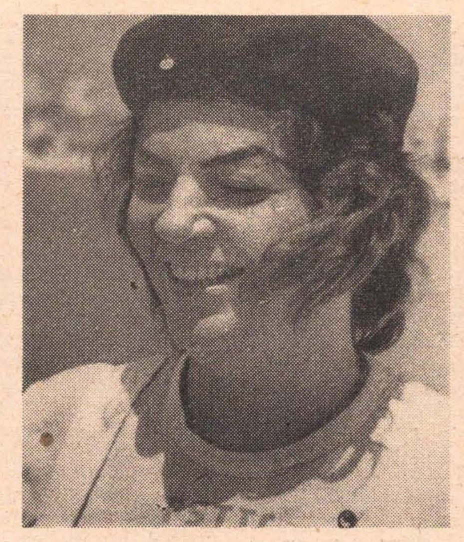
„ICH WURDE VON HAUS UND HOF VERJAGT", weil Batista noch mehr Jagd- und Weidegründe verlangte. Als die Revolution am 1. Januar 1959 gesiegt hatte, kam der jetzt 49jährige Francisco Mijares wieder an den Ort zurück, wo er zuvor 26 Jahre gelebt und gelitten hatte. Jetzt ist er Vorsitzender der Reissektion der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „Los Pinos" in der Provinz Pinar del Rio. An Stelle seiner alten Hütte wird er, wie alle Mitglieder der Genossenschaft, in den nächsten Wochen in ein neues Steinhäuschen ziehen. Flugzeuge, aus den USA kommend, haben auf vielen Feldern der Genossenschaften Brandbomben abgeworfen, um die Ernte zu vernichten. „Wir haben aber Bauernmilizen geschaffen, um unser Gut und das Gut der Revolution zu verteidigen. Das ist Kubas unanfechtbares Recht", sagt er.

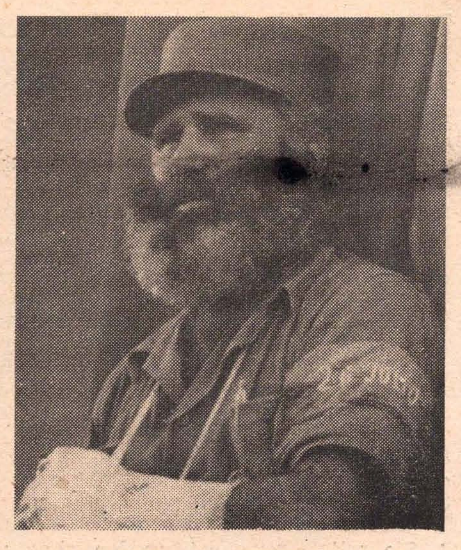
Sechs Wochen lang sind wir durch die 1250 km lange Insel Kuba gereist. Wir waren in den Bergen der Sierra Maestra, wo Ende 1956 eine kleine Schar Arbeiter, Bauern und Studenten den Kampf gegen das korrupte, amerikahörige Batista-Regime begann. Wir besuchten neue Genossenschaften und sahen, wie die Bauern die elenden Hütten aus Palmenblättern mit neuen Steinhäusern vertauschten. Wir sprachen mit Lehrern und Ärzten, die heute die Uniform der „Ejercito Rebelde", der „Rebellenarmee" tragen. Als Armeeangehörige bauen sie heute Schulen und Dörfer, unterrichten sie Kinder und heilen Kranke. „Die Regierung Castro ist die erste Volksregierung, die Kuba besitzt", sagte man uns immer wieder.

Die Amerikaner fürchten, daß Kubas Beispiel in ganz Südamerika Schule macht. Deshalb versuchen sie es ökonomisch in die Knie zu zwingen. Aber damit wird die Verstaatlichung des USA-Kapitals nur beschleunigt, der Widerstand des Volkes verstärkt. Wenn die USA bisher vor einer offenen

„Rifle y trabajo – Gewehr und Arbeit"







„ICH BIN KUBANER", sagte stolz der 32jährige Neger Bwyron George Johnson. Seine Eltern stammen aus Jamaica, er wurde in Kuba geboren. Von Beruf ist er Schneider. Da es zu Batistas Zeiten fast 700 000 Arbeitslose gab (bei 6,5 Millionen Einwohnern), arbeitete er als Fremdenführer. Jetzt gäbe es ja weniger amerikanische Touristen, erklärte er uns, und so habe er nicht immer Arbeit. Die Beseitigung der großen Arbeitslosigkeit ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Regierung Dr. Fidel Castros. „Dann war es wohl vor der Revolution besser?" fragte ich. „Nein, die Revolution ist besser", antwortet der Neger. „Früher hätte ich nicht so frei mit Ihnen sprechen können wie eben, jetzt erst bin ich ein Mensch, ein Kubaner."

„AMERICANO, YANKEE?" war die erste Frage dieser Kaffeeverkäuferin, als wir sie auf einer Straße Havannas trafen und fotografieren wollten. „Nein, Deutsche", antworteten wir. „Oriental oder Oxidental?" („Ost oder West") fragte sie. „Oriental, aus der Deutschen Demokratischen Republik", war unsere Antwort. Sie gab uns die Hand und sagte freudestrahlend: „Amigos!" („Freunde"). Dann goß sie in kleine Pappbecher aus einer ihrer beiden Thermosflaschen starken, heißen kubanischen Kaffee und reichte uns die Becher. Nein, Geld wollte sie von uns nicht haben. „Deutsche, Russen, Tschechen, Polen sind doch Freunde, Kubas Freunde", sagte sie. Ähnliche Erlebnisse mit einfachen Menschen hatten wir überall in Kuba.

„ICH BIN EIN BARBUDO." Die Kubaner nennen die Soldaten, die mit der Waffe für Kubas Unabhängigkeit gekämpft haben, liebevoll „Barbudos" („Die Bärtigen"). Damals in den Bergen hatten sie sich die Bärte wachsen lassen. Sie hatten gelobt, sich nicht zu rasieren, bis die Revolution gesiegt hat. Heute ist es eine Ehre, den Bart zu tragen. Obwohl unser „Barbudo" noch seinen Arm in Gips trägt, ließ er es sich nicht nehmen, zu den großen Revolutionsfeierlichkeiten am 26. Juli in das ehemalige Kampfgebiet, in die von Havanna 1000 km entfernte Sierra Maestra zu fahren. „Eine Million Menschen sind hier, und da darf ich nicht fehlen", sagt er. Nun sitzt er bescheiden zu Füßen der Tribüne, von der herab Dr. Fidel Castro spricht.

Aggression gegen die nur 90 Meilen von der Küste Floridas entfernte Insel zurückgeschreckt sind, dann vor allem dank der Sowjetunion. Sie ist bereit, über die wirtschaftliche und politische Hilfe aller sozialistischen Staaten hinaus dem kubanischen Volk auch im Falle einer USA-Aggression treu zur Seite zu stehen.

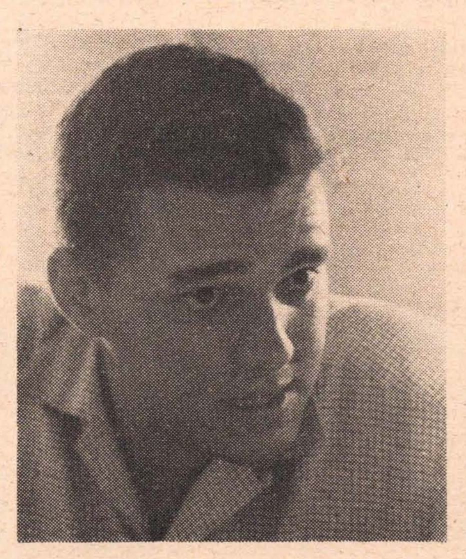
„Rifle y trabajo" („Gewehr und Arbeit") ist die Losung der Armee. Es ist aber auch die Losung Hunderttausender Arbeiter und Bauern, die nach der Arbeit ihre Fabriken und Felder bewachen. Armee und Milizen schützen die Revolution. „Wir sind nicht Guatemala." Diese stolzen Worte hörten wir überall. Dieses Mädchen mit dem Gewehr, ist eine der vielen tausend Milizionäre, die nicht nur als Kubanerin und Arbeiterin, sondern auch als Frau die Freiheit und Gleichberechtigung errungen hat. Man sehe sich ihr Gesicht an: Freude und Zuversicht drückt es aus. Nein, diesem Volk kann man die schwer errungene Freiheit nicht mehr nehmen.

Fotos:

Heinz Rosenkranz

Text:

Günter Stillmann



„HIER SASS VOR KURZEM EIN AMERIKANISCHER DIREKTOR", sagte uns Alfredo Estrada, hinter einem Schreibtisch in der Erdölraffinerie „Texaco" in Santiago de Cuba sitzend. Der frühere Angestellte der Shell-Companie und Erdölfachmann hatte im Auftrage der kubanischen Regierung den amerikanischen Direktor der „Texaco" aufgesucht. Es entwickelte sich folgendes Gespräch: „Sind Sie bereit, das Öl, das die Regierung aus der Sowjetunion gekauft hat, zu raffinieren?" (Nach einem Gesetz aus dem Jahre 1938 sind die Raffinerien dazu verpflichtet.) „No."
„Sie kennen das Gesetz?" „Ja!"
„Dann stellen Sie sich hiermit außerhalb des Gesetzes. Verlassen Sie das Werk." Kurz danach wurde die USA-Flagge über dem Werk niedergeholt und die kubanische Flagge gehißt.



„KOMMANDANT DER REBELLENARMEE" („Comandante Ejercito Rebelde") steht auf seiner Visitenkarte. William A. Morgan ist Nordamerikaner von Geburt. Sein bester Freund wurde 1957 in Kuba ermordet. „Ich ging nach Kuba, um die Mörder ausfindig zu machen", sagte er. „In Havanna erfuhr ich von den Grausamkeiten des Diktators Batista. Zu meiner Schande erfuhr ich, daß die Vereinigten Staaten dieses Regime unterstützten. So ging ich in die Berge und half den Kubanern in ihrem Befreiungskampf." Er wurde zum Comandanten befördert, dem höchsten militärischen Rang. Es gibt deren 48 in ganz Kuba. „Die USA mischen sich in die inneren Angelegenheiten Kubas ein", sagte er. „Das ist eine Politik, die vielleicht vor 120 oder 20 Jahren Erfolg hatte, heute aber auf die Dauer aussichtslos ist."

Truman: Ich habe einen Hammer

(Fortsetzung von Seite 389)

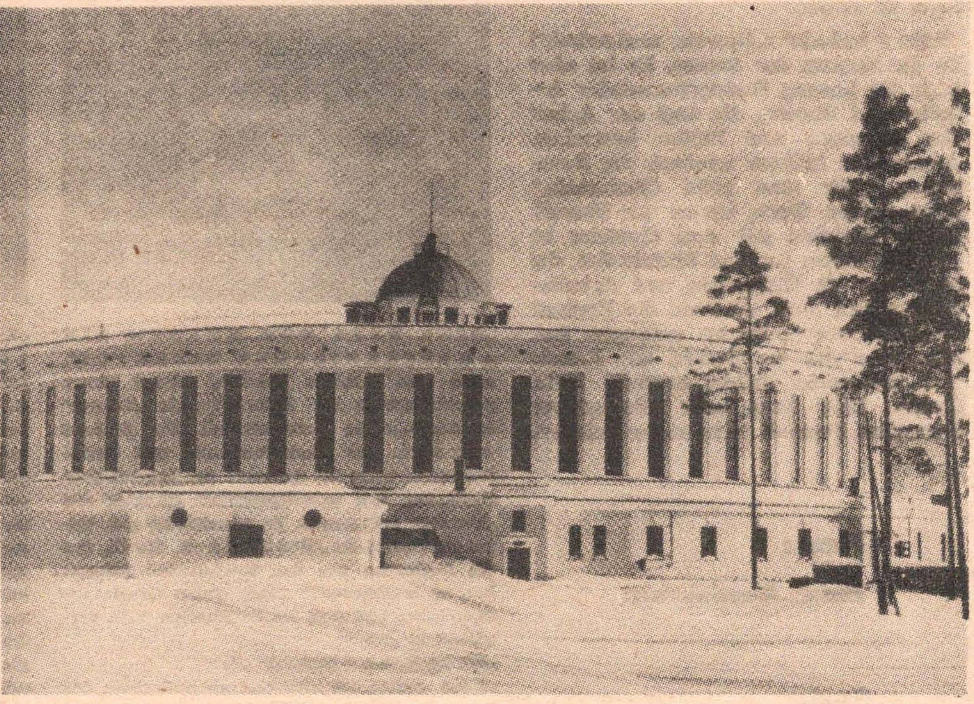
Die Welt trete jetzt in eine neue Epoche ihrer Geschichte ein — in die Epoche der amerikanischen Vorherrschaft. Die Russen würden frühestens 1951 eine Atombombe bauen können. Die USA besäßen also auf lange Zeit das Atomwaffenmonopol, und sie müßten es rücksichtslos zum Ausbau ihrer Macht gebrauchen. Und wörtlich:
„Mit der Bombe halten wir gegen diese Burschen, gegen die Russen, einen Hammer in der Hand."
Jetzt ist Simson, der Kriegsminister, an der Reihe. In knappen Worten, mit monotoner Stimme formuliert er die Grundprinzipien für den Einsatz der neuen Superbombe.
„1. Die Bombe soll so rasch wie möglich gegen Japan angewendet werden, nach Möglichkeit vor dem Eintritt der Russen in den fernöstlichen Krieg.
2. Sie soll angewendet werden gegen ein Doppelziel, das heißt gegen eine militärische Anlage oder ein Rüstungswerk, das ganz oder teilweise von Wohnhäusern oder anderen Gebäuden umgeben ist, die einer zerstörerischen Wirkung am leichtesten anheimfallen.
3. Sie soll angewendet werden ohne vorausgehende Warnung."
Simson macht eine kurze Pause. Kein Widerspruch erhebt sich. Auf allen Gesichtern liest er Zustimmung. Er tritt an eine Karte des japanischen Inselreichs heran. Zwei Bomben sind nur vorhanden. Er schlägt die Hafenstädte Hiroshima und Nagasaki als Ziel vor.
Wieder Zustimmung auf den Gesichtern. Nur ein General hat einen Einwand:
„Setzen wir doch lieber dem Tenno in Tokio eins aufs Dach seines himmlischen Palastes. Könnten wir besser demonstrieren, daß Onkel Sam allmächtig ist? Mächtiger auch als der japanische Gott?"
Truman ist konsterniert. Ein General kommt ihm zu Hilfe. Seine Worte sind voll Ironie:
„Es gab schon einmal einen Präsidenten der Vereinigten Staaten, der den Rücktritt eines Kaisers forderte. Er wäre beinah ein unfreiwilliger deutscher Lenin geworden."[1]
Und Truman, der sich wieder gefaßt hat, spinnt den Faden weiter: „Vorherrschaft der USA — das bedeutet eine ganz neue Politik, das verlangt ein Umdenken auf allen Gebieten. Wer heute auf dieser Konferenz wohl oder übel noch als unser Freund bezeichnet wird, ist schon ein Feind. Wer heute noch unser Feind ist, wird deshalb morgen unser Verbündeter sein."
Zwei Tage später, am 24. Juli, geht von Potsdam die Anweisung nach Washington: „Atombomben sobald wie möglich über Hiroshima und Nagasaki zum Abwurf bringen."

*

Wieder sind fast vier Jahre vergangen. Man schreibt den 22. Mai 1949.
Nächtliche Stille liegt über dem Gelände des Krankenhauses der US-Marine in Bethesba, USA-Staat Maryland. Die Zeiger gehen bereits auf Mitternacht. Plötzlich durchbricht ein gellendes Angstgeschrei das Schweigen. Kopfüber stürzt sich ein Mann aus einem Fenster des 16. Stockes. Dann ein dumpfer Aufschlag, dann wieder nächtliche Stille.
Am nächsten Nachmittag liest in Texas Claude R. Eatherly, jener Pilot, der im August 1945 die Superfestung mit der Atombombe nach Hiroshima geleitet hatte, die Nachricht vom Selbstmord des Verteidigungsministers Forestal. Er liest sie gleichgültig, denn er hat andere Sorgen. Seit Jahren schleppt Eatherly einen Rucksack voll Schuldgefühle mit sich herum. Rastlos sammelt er alles, was ihm über das Unheil von Hiroshima unter die Hände kommt — Bücher, Zeitungsartikel, Fotos. Nachts träumt er von dem grausigen Inferno. Für seine Nachbarn ist er ein Sonderling geworden. Selbst seine Frau hat es bei ihm nicht mehr ausgehalten.
Auch daß Forestal ein Staatsbegräbnis bekommt, erregt Eatherly nicht. Doch dann ist seine Aufmerksamkeit gebannt. Forestal hat sich in dem Wahn aus dem Fenster gestürzt, ein sowjetischer Atomangriff rolle heran.
„Ein Wahnsinniger, ein Irrer!" denkt Eatherly. Ein Quentchen Mitleid, ein Schuß Schuldbewußtsein ist dabei ...
Eatherly hatte recht mit seinem Urteil. Forestal war wahnsinnig. Aber er war wiederum nicht so wahnsinnig, wie Eatherly dachte. Eatherly glaubte ebenso felsenfest wie die meisten seiner Landsleute daran, daß die USA nicht nur das Monopol über die Sexbombe Marylin Monroe, sondern auch über die Atombombe besitzen. Forestal aber wußte mehr, mindestens seit der ersten Hälfte des Jahres 1948.
Zu dieser Zeit wurden in Alaska auf den Seismographen wissenschaftlicher Stationen der US-Armee Ausschläge registriert, die nur von atomaren Explosionen herrühren konnten. Zwar fuhr die kapitalistische Presse auch jetzt noch fort, sowjetische Erklärungen, nach denen das Atommonopol Geschichte sei, den pokerfreudigen Amerikanern als Bluff darzustellen. Aber sie begann bereits das nicht in alle Ewigkeit zu vermeidende Eingeständnis psychologisch vorzubereiten. Das war die große Zeit der „fliegenden Untertassen"; das waren die Monate, als russische Atomspione in den USA so normal wurden, wie Gespenster in einem mittelalterlichen Schloß ...

[1] Am Ende des ersten Weltkrieges forderte der damalige USA-Präsident Wilson in seinen Friedensbedingungen die Abdankung des deutschen Kaisers. Der tatsächliche Sturz der Monarchie in Deutschland wurde aber durch die Revolution herbeigeführt.





DER WELT GRÖSSTES SYNCHROPHASOTRON, das den Protonen eine Geschwindigkeit von über 280 000 km/sec verleiht, steht in diesem Gebäude in Dubna. Sterling Cole, der Generaldirektor der Internationalen Atomenergiebehörde bei seiner Besichtigung.

Südkorea. Erste Hälfte des Juli 1951 im Stab der 8. US-Armee. Über einem Zeltdach weht eine blaue UN-Flagge lustig im Mittagswind, darunter führen drei amerikanische Generale ein rein amerikanisches Gespräch.

Der Ranghöchste ist kein anderer als der Oberkommandierende der sogenannten UN-Truppen, Ridgway. „Amerikanischer Rommel" nennt er sich selbst; am Gurt seiner Fallschirmjägeruniform sind demonstrativ zwei Handgranaten festgeschnallt.

Vor Ridgway sitzen die Generale Nichols und Gauin. Sie fordern den Einsatz der Atomwaffen.

Gauin: „Als wir die Bombe auf Hiroshima warfen, war der Krieg für uns schon gewonnen. Jetzt sind wir drauf und dran, einen Krieg zu verlieren — zum erstenmal in unserer Geschichte, einen Krieg zu verlieren . . ."

Nichols legt vor Ridgway einen Glassplitter auf den Tisch.

„Wissen Sie, woher das ist? Aus Hiroshima! Ein Dollar 20 Cent hab ich dafür bezahlt. Die Japaner machen ein gutes Geschäft mit der Visitenkarte, die wir 1945 in Hiroshima abgegeben haben. Wir sollten deshalb der Straße die kalte Schulter zeigen, wenn sie augenblicklich wie wild nach Waffenstillstandsverhandlungen schreit. Außerdem hat der Sieger das Recht immer auf seiner Seite."

Ridgway teilt diese Gedanken.

„Die Weiber zu Hause sollen das Flennen lassen. Der Krieg ist wie ein Rugbyspiel, hart, aber gesund. Zumindest wirkt er nervenstärkend."

Aber dann werden seine zynischen Lippen noch schmaler. Das Gespräch hat auf morastigen Boden geführt. Ridgways Vorgänger und Vorbild hat vor Monaten öffentlich die Ausdehnung des Krieges auf die Mandschurei und den Einsatz der Atombombe angekündigt. Der Proteststurm, der sich darüber erhob, fegte ihn von seinem Posten. Er, Ridgway, dankt für dieses Schicksal.

Er erhebt sich.

„Die Welt sieht sich von Washington von einer höheren Warte an als von diesem Zipfel Asiens. Aber ich werde ihre Forderung dem Präsidenten übermitteln." Das Gespräch war beendet . . .

Der erwünschte Befehl aus Washington kam bekanntlich nicht. Warum nicht? Was war von 1945 bis 1951 vor sich gegangen? Die Menschwerdung Trumans? Oder? Der damalige Stabschef der US-Armee, Omar Bradley, erklärte später:

„Wir sind seinerzeit zu dem Entschluß gekommen, daß man mit dem vorhandenen Kernwaffenvorrat wahrscheinlich den Kommunisten keine vernichtende Niederlage hätte zufügen können, wohingegen eine kommunistische Atombombe auf die Hafenstadt Pusan und auf die Hauptstadt Seoul vermutlich die ganze Verteidigung Südkoreas zerschlagen hätte."

Das Kräfteverhältnis in der Welt also hatte sich verändert. Die Stärke des sozialistischen Lagers, die Hunderte von Millionen, die hinter dem Stockholmer Appell standen — sie haben die Menschheit vor vielen neuen Hiroshimas bewahrt.

* * *

Dem Wettlauf um die Atombombe ließen die USA den Wettlauf um die Wasserstoffbombe folgen. Am 31. Januar 1950 gab der USA-Präsident den offiziellen Startschuß für ihren Bau. Im November 1952 stand über dem Eniwetok-Atoll der erste Atompilz, der von einer amerikanischen H-Bombe herrührte. Neun Monate später explodierte die erste sowjetische. Aber es gab keinen Pilz. Mit seinen 50 t war der amerikanische Sprengkörper nicht transportabel und folglich militärisch nicht einsetzbar. Der sowjetische Sprengkörper dagegen war transportabel. Er wurde in großer Höhe zur Explosion gebracht. Er war eine echte Bombe.

So zeigte sich der Sozialismus auch auf einer Bahn überlegen, die ihm von Natur aus nicht liegt, auf der Bahn militärischer Entwicklung und Produktion. Zwei bis vier Jahre nach der ersten Atomexplosion in der Bergwüste von Neu-Mexiko waren die USA eingeholt; wenige Monate nach ihrer ersten H-Bombenexplosion sahen sie sich bereits überholt.

* * *

Das Verwaltungsverfahren, das im Dezember 1953 in Washington stattfindet, ist nichts anderes als ein Hexenprozeß, die „Hexe" kein anderer als Oppenheimer.

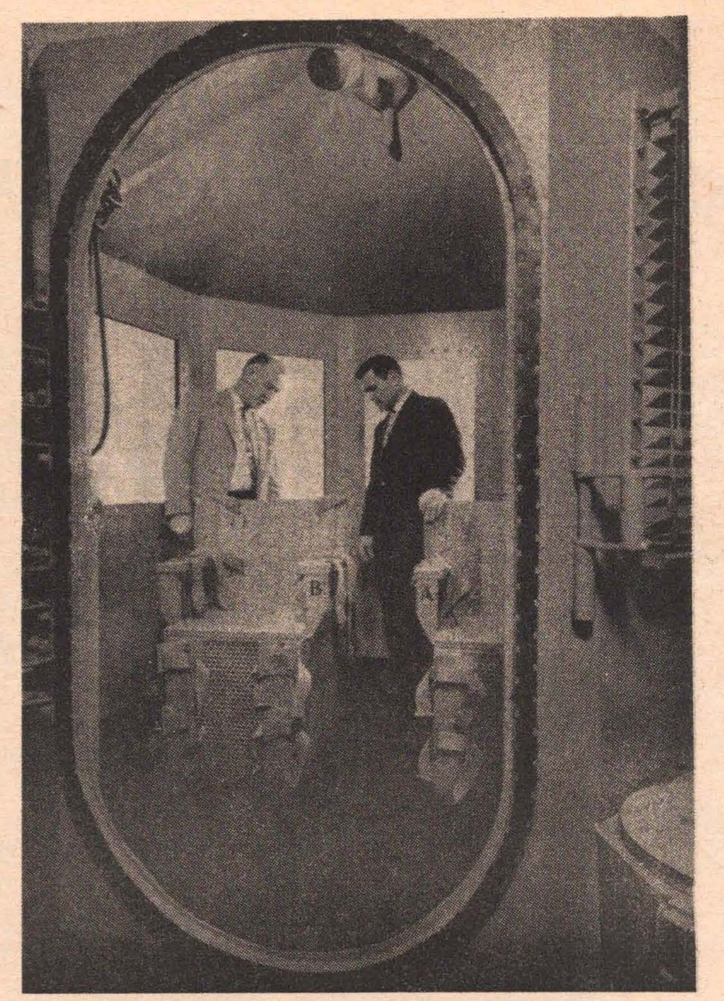
Das Verhör führt Robb von der Atomenergiekommission.

Robb: Widersetzten Sie sich dem Abwurf einer Atombombe aus moralischen Skrupeln?

Oppenheimer: Wir äußerten . . .

Robb: Ich frage, was „Sie" taten, nicht „wir".

Oppenheimer: Ich gab meinen Ängsten Ausdruck und äußerte Gründe, die dagegen sprachen.



IN GASKAMMERN (siehe Bild) und auf dem elektrischen Stuhl werden in den USA Schwerstverbrecher gerichtet. Aber nicht nur sie. Das Ehepaar Rosenberg mußte auf dem elektrischen Stuhl sterben, weil man nicht zugeben wollte, daß die Sowjetunion aus eigener Kraft und — dank ihrer sozialistischen Ordnung — schneller auf dem Gebiete der Atomforschung vorankommt als die USA.

Robb: Sie meinen, Sie argumentierten gegen den Abwurf der Bombe?

Oppenheimer: Ja, aber ich unterstützte diese Argumente nicht ausdrücklich.

Robb: Hätten Sie sich dem Abwurf einer Wasserstoffbombe auf Japan aus militärischen Gründen widersetzt?

Oppenheimer: Ich glaube, das hätte ich.

Der dreiköpfige Sicherheitsausschuß kommt zu dem Urteil, „daß an Oppenheimers Loyalität und Verschwiegenheit nicht zu zweifeln ist, jedoch in politischen Fragen und seiner bekannten Abneigung gegen die Entwicklung der Wasserstoffbombe der nationalen Sicherheit von seiten Oppenheimers Gefahr droht." Oppenheimer wird aus Amt und Würden gestoßen.

Der „Vater der Atombombe" — und er war einst stolz auf diese Vaterschaft — wollte also nicht zum „Vater der H-Bombe" werden. Die USA hatten, dafür ist der „Fall Oppenheimer" lediglich ein Symptom, den Wettlauf um die H-Bombe nicht nur in technischer Hinsicht, sondern auch moralisch verloren.

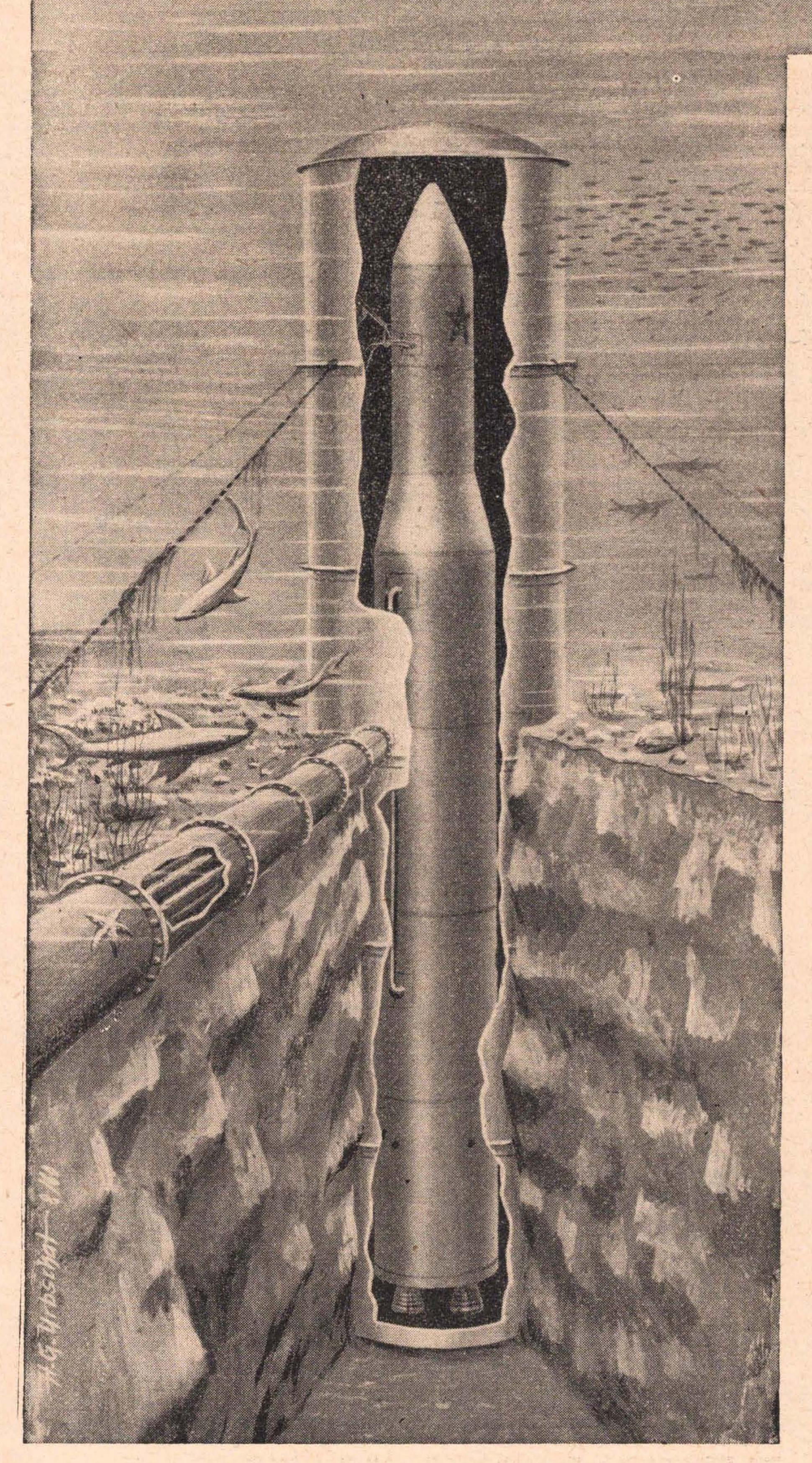
* * *

Eine Waldgegend an der Wolga ist zum Mekka zahlreicher Ausländer geworden. Heute, man schreibt den 14. September 1957, weilt der Generaldirektor der Internationalen Atomenergiebehörde hier, der Amerikaner Sterling Cole. Mit russischer Höflichkeit und solidem Wissen wird er herumgeführt. Anschließend wird ihm ein Imbiß geboten: russische Spezialitäten — Soljanka, Kaviar, Krimsekt.

Ob es Sterling Cole geschmeckt hat? Wir wissen es nicht. Sicherlich aber hätte er begeistert einen großen Kübel Soljanka ausgelöffelt, wenn sich an dieser Stelle noch immer, wie vor wenigen Jahren, die Füchse gute Nacht sagen würden, wenn es dieses Dubna, dieses größte Zentrum friedlicher Atomforschung, in der Welt nicht gäbe.

(Schluß im nächsten Heft)

Sie erreicht unabwendbar ihr Ziel



Von Oberleutnant Kießlich-Köcher

Seit Beendigung des zweiten Weltkrieges bemüht man sich in verschiedenen Ländern um die möglichst schnelle Entwicklung und Weiterentwicklung von Großraketen. Im August 1957 konnte die Sowjetunion als erster und bisher einziger Staat von der erfolgreichen Erprobung einer einsatzreifen interkontinentalen ballistischen Rakete mit einer Reichweite von mehr als 10 000 Kilometern berichten. Das hatte natürlich zur Folge, daß die USA-Militärs in fieberhafter Eile nach Möglichkeiten zur Abwehr der von ihnen selbst so lautstark angekündigten „letzten Waffe" zu suchen begannen; denn gegen ballistische Raketen sind die herkömmlichen Mittel der Luftverteidigung machtlos. Während beispielsweise in den Jahren des zweiten Weltkrieges noch Möglichkeiten zur Abwehr der faschistischen Raketen vom Typ Fi 103 (V 1) bestanden — die bei ihrer geringen Geschwindigkeit von 120 m/s (430 km/h) oft eine Beute der britischen „Spitfire"- und „Hurrican"-Jäger wurden —, war bei dem damaligen Stand der Technik eine Abwehr der ballistischen Mittelstreckenraketen „V 2" nicht möglich. Diese einstufige Rakete flog bei einer Reichweite von 320 Kilometern und einer Gipfelhöhe von 90 Kilometern mit einer Brennschlußgeschwindigkeit von 1600 m/s. Zur Verhinderung der Schläge mit den „V 2"-Raketen bombardierte die Royal Air Force Startplätze in Nordfrankreich sowie Raketenlager und Produktionsstätten. Diese Maßnahmen lösten jedoch nicht die Aufgaben zur Abwehr ballistischer Raketen, deren Einsatz gegen Großbritannien von zahlreichen nicht aufgeklärten Startplätzen aus auch weiterhin erfolgte.

Die erfolgversprechendste Möglichkeit, eine ballistische Rakete abzuwehren, besteht darin, sie in hinreichender Entfernung vom Schutzobjekt durch eine geeignete Gegenrakete zu vernichten. Dazu ist jedoch zunächst einmal nötig, daß sie rechtzeitig erkannt wird.

Haben die Funkmeßstationen eine genügende Reichweite?

Die Zeit, die zur Feststellung einer interkontinentalen ballistischen Rakete zur Verfügung steht, ist aber verhältnismäßig kurz, da die gesamte Flugzeit des Geschosses nur maximal 30 Minuten beträgt. Selbst in dem Idealfall, daß die Gegenrakete gleichzeitig gestartet würde, könnte das Abfangen erst auf halbem Wege erfolgen. So wird jedoch allein für die Alarmierung der Abwehrbatterien, die Errechnung der Flugbahndaten und ähnliche Arbeiten eine gewisse Zeit (wenigstens fünf Minuten) benötigt, so daß selbst im günstigsten Falle ein Abfangen erst am Ende des zweiten Drittels der Flugbahn der interkontinentalen Rakete erfolgen kann. Bei dieser

Berechnung ist noch nicht berücksichtigt, daß es in keinem Falle möglich sein wird, die Rakete bereits im Moment des Starts festzustellen. Es wird vielmehr einige Zeit vergehen, bis die Rakete durch weitreichende Funkmeßstationen des Frühwarnsystems erfaßt wird. Während das Abwehrsystem alarmiert wird, gilt es festzustellen, ob es sich bei dem aufgefaßten Ziel auch tatsächlich um den Gefechtsteil einer interkontinentalen ballistischen Rakete handelt. Danach müssen die ungefähre Flugbahn und der voraussichtliche Auftreffpunkt ermittelt werden, um zu entscheiden, welche Raketenbatterien zweckmäßigerweise zur Abwehr eingesetzt werden sollen. Die Funkmeßstationen des Zielverfolgungssystems fassen inzwischen die Rakete auf und stellen die genauen Daten der Flugbahn und der Geschwindigkeit fest. Diese Angaben werden durch elektronische Rechenmaschinen ausgewertet und die Flugbahnen für die Gegenraketen berechnet. Der Start dieser Raketen kann allerdings sowieso erst erfolgen, nachdem die interkontinentale Rakete den Gipfelpunkt ihrer Flugbahn überschritten hat. Die Reichweiten der Funkmeßstationen für die Leitung der Abwehrraketen sind nämlich noch relativ gering, was sich bei größerer Entfernung ungünstig auf die Treffergenauigkeit auswirkt. Die günstigsten Chancen für eine wirksame Abwehr bestehen daher, wenn die Gegenraketen in den letzten zwei bis drei Minuten des Fluges der interkontinentalen Rakete starten. Nimmt man an, daß diese sich mit einer Geschwindigkeit von 6,7 km/s dem Ziel nähert, so würde sie in diesem Fall spätestens 30 Sekunden vor dem Auftreffen abgefangen und etwa 150 Kilometer vor dem Schutzobjekt vernichtet werden. Bei diesen Berechnungen wurde allerdings davon ausgegangen, daß die interkontinentale Rakete verhältnismäßig früh entdeckt wird. Dazu sind aber die in den USA vorhandenen Funkmeßgeräte, die über eine Reichweite von maximal 500 Kilometern verfügen, nicht in der Lage. Es ist erforderlich, Stationen größerer Reichweiten einzusetzen. So werden von den USA gegenwärtig mit großem Geld- und Reklameaufwand in Thule (Grönland) und Alaska Stationen eines Frühwarnsystems gegen interkontinentale ballistische Raketen errichtet, die Reichweiten von 4800 Kilometern erreichen sollen. Dazu ist zunächst zu bemerken, daß bei derartigen Reichweiten die Empfindlichkeit gegenüber solch kleinen Zielen, wie es die Gefechtsköpfe interkontinentaler ballistischer Raketen mit etwa zwei Meter Durchmesser sind, sehr stark nachläßt. Eine Erhöhung der Empfindlichkeit würde andererseits zu einem Anwachsen der Störanfälligkeit des Gerätes führen. Außerdem besteht die Möglichkeit, den eigentlichen Gefechtskopf der Rakete dadurch zu „tarnen", daß gleichzeitig mit ihm zahlreiche andere reflektierende Teile auf die gleiche Flugbahn geschickt werden, so daß es sehr schwierig sein wird, den „echten" herauszufinden.

Herausgeworfenes Geld

Das gesamte System der Frühwarnung soll übrigens nach Angaben des Militärexperten der „New York Times", Hanson Baldwin, frühestens 1964 einsatzbereit sein, jedoch auch dann nur die Voraussetzung bieten, 25 Prozent aller anfliegenden Raketen abzuwehren. Dabei ist noch keineswegs berücksichtigt, daß eine einzige, von einem in Küstennähe getauchten U-Boot abgeschossene Rakete ausreicht, das für eine halbe Milliarde Dollar erbaute System für immer außer Gefecht zu setzen.

Vom Stand der Funkmeßtechnik in den USA legen übrigens zahlreiche, auf Grund von Fehlern im Lenksystem mißglückte Raketenstarts beredtes Zeugnis ab. Erinnert sei hier auch an den Alarm, der von einer amerikanischen Funkmeßstation beim Anflug eines Schwarmes von Wildgänsen ausgelöst wurde.

Betrachtet man demgegenüber die großartigen sowjetischen Erfolge bei der Kommandoübermittlung an die Luniks, so wird jedem klar, wer auch auf diesem Gebiet die bessere Technik hat.

In der Westpresse wird gegenwärtig viel Aufhebens um Versuche mit sogenannten Aufklärungssatelliten zur Feststellung von Raketenstarts gemacht. So schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" am 27. Mai 1960 über den Himmelsspion „Midas II":

> „Er ist die Vorstufe eines großangelegten Satelliten-Projektes, das in spätestens zwei Jahren eine lückenlose Beobachtung der Erdoberfläche ermöglichen soll."

Abgesehen davon, daß die gleiche Zeitung bereits einen Tag später berichtet, daß die Sendeanlage dieses Satelliten nicht richtig arbeitet, kann festgestellt werden, daß die Flugbahn und Umlaufgeschwindigkeit eines derartigen Satelliten genauestens festgestellt werden kann und seine Vernichtung bei dem gegenwärtigen Stand der sowjetischen Raketentechnik kein allzugroßes Problem ist (siehe auch „AR" 1/59).

Sind Gegenraketen schon spruchreif?

Ein nicht weniger wichtiges Problem wie das rechtzeitige Erkennen anfliegender ballistischer Geschosse ist die Konstruktion einer geeigneten Gegenrakete. Diese müßte eine Mehrstufenrakete sein, die senkrecht gestartet wird und dann der interkontinentalen ballistischen Rakete entgegenfliegt. Dazu sind natürlich die bisher in den USA entwickelten Luftabwehrraketen mit einer Gipfelhöhe von 20 Kilometern und ihrer geringen Reichweite nicht geeignet. Derartige Raketen müssen Reichweiten von einigen hundert Kilometern haben. Sie werden in gefährdeten Gebieten meist unterirdisch stationiert und tragen als Ladung einen Kernsprengkopf. Um jedoch die angreifende Rakete zu vernichten, muß die Kerndetonation in unmittelbarer Nähe (bei einer Ladung von 20 kt Trotyläquivalent in 300 Meter Entfernung) ausgelöst werden. Um diese Entfernung zu vergrößern, müßte auch die Ladung beträchtlich verstärkt werden. So wäre z. B. für eine Verzehnfachung der Entfernung, d. h. statt 300 Meter 3000 Meter, eine Vergrößerung des Kalibers auf das Tausendfache, also von 20 kt auf 20 000 kt notwendig. Daher ist der Einsatz mehrerer Gegenraketen in jedem Fall günstiger.

In den USA befindet sich zur Zeit die Gegenrakete „Nike-Zeus" in Entwicklung. Diese etwa 15 Meter lange Zehn-Tonnen-Rakete soll bei siebenfacher Schallgeschwindigkeit eine Reichweite von 500 Kilometern haben. Die bisher meist mißlungenen Startversuche deuten jedoch darauf hin, daß in den nächsten Jahren nicht mit einer Indienststellung zu rechnen ist.

Zu Beginn des Jahres wurde gemeldet, daß eine Rakete zur Bekämpfung von Spähsatelliten und zur Bekämpfung von interkontinentalen ballistischen Raketen entwickelt worden sei. Dabei handelt es sich um den Typ 199 B ALBM, der von einem Bomber B-47 in große Höhe gebracht und dort ausgeklinkt wurde, um den Satelliten „Explorer IV" abzufangen. Die Rakete gelangte jedoch nur „in Nachbarschaft" des Satelliten und stürzte dann in den Atlantik, obwohl die Flugbahn des Satelliten tagelang vorher genau berechnet werden konnte, eine Möglichkeit, die bei der Abwehr interkontinentaler Raketen nicht gegeben ist. Nach diesem zweifelhaften Erfolg erklärten jedoch die US-Experten großsprecherisch: „Hätten wir gewollt, wir hätten ihn getroffen!" Kommentar überflüssig!

Eine andere Methode zum Abfangen einfliegender Raketen schlug der Atomphysiker Christofilos vor. Er meinte, man solle mit Hilfe von Kernwaffen in 400 bis 500 Kilometer Höhe einen Neutronenschutzmantel um die Erde legen, der eindringende Kernladungen zur Detonation bringt. Derartige Verfahren weisen jedoch so viele Nachteile, wie z. B. Störung der Funk- und Funkmeßstationen, auf, daß sie als wirksame Abwehrwaffe keine Bedeutung haben.

Für den Einsatz von Satelliten als Träger von Abwehrraketen, wie er von einigen Westzeitungen propagiert wird, gilt das gleiche, wie für die Spähsatelliten – sie würden sehr schnell den Gegenmaßnahmen zum Opfer fallen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß eine Abwehr interkontinentaler ballistischer Raketen technisch zwar möglich, nach dem gegenwärtigen Stand jedoch weder in den USA noch in anderen westlichen Ländern in den nächsten Jahren zu verwirklichen ist.

So konnte auch Verteidigungsminister Marschall der Sowjetunion Malinowski am 14. Januar 1960 feststellen: „Es ist vorläufig noch unmöglich, eine gestartete ballistische Rakete im Flug zu vernichten — sie erreicht unabwendbar das Ziel!"

Heusinger — General und Verbrecher

Anfang Oktober erscheint im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung eine Broschüre unter dem Titel: „Heusinger – General und Verbrecher." Heusinger ist die Personifizierung des politischen Herrschaftssystems des deutschen Imperialismus. Diese Erkenntnis zu vermitteln ist das Hauptanliegen der Autoren Joachim Krüger und Joachim Schulz. Aus einer in nüchterner Sprache exakter wissenschaftlicher Beweise gehaltenen Dokumentation über das Leben Heusingers ist es damit ein Nachschlagewerk über die verderbliche Rolle des deutschen Imperialismus und Militarismus geworden. Die Autoren weisen nach, daß Heusinger zu der „kleinen Gruppe höherer Offiziere" gehörte, wie der ehemalige Chef des Generalstabes des faschistischen Heeres Halder einmal formulierte, von denen sowohl die Anregungen wie auch die allgemeinen Durchführungsanweisungen für zahllose Verbrechen gegen den Frieden und Verbrechen gegen die Menschlichkeit ausgingen. Heusinger verstand es damals, im Hintergrund zu bleiben und seine Urheberrechte an zahllosen Kriegsverbrechen durch die Unterschriften seiner Vorgesetzten zu decken.

Heute steht Heusinger für jeden sichtbar an der Spitze der Blitzkriegsvorbereitungen gegen die DDR und das sozialistische Lager. Die Kriegspläne „DECO II" und „Outline" und die Anweisungen für die Manöver der Bundeswehr, in denen der regionale Blitzkrieg gegen die DDR bereits geübt wird, tragen ausnahmslos Heusingers Unterschrift. Es ist die Handschrift des deutschen Imperialismus und Militarismus.

Der Maulwurf

ist ein fleißiges Haustier

Fotos: Zentralbild (5), Gebauer (1); Text: Berchert



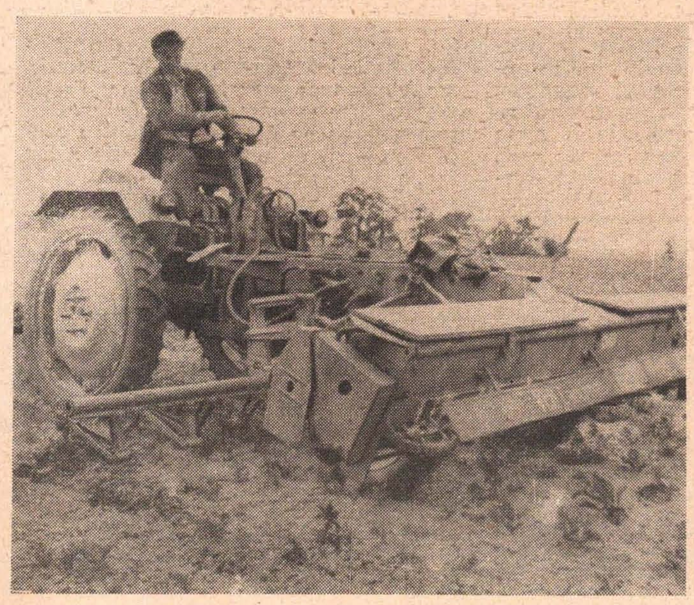
Natürlich haben Sie es, lieber Leser, an Hand der Bilder schon gemerkt, daß dieser Maulwurf kein eigentlicher, sondern ein „sogenannter" ist. Er trägt außer seinem Spitznamen die nüchterne technische Bezeichnung: Geräteträger RS-09. Doch ansonsten ist er wirklich ein fleißiger und vielseitiger Helfer des Genossenschaftsbauern.

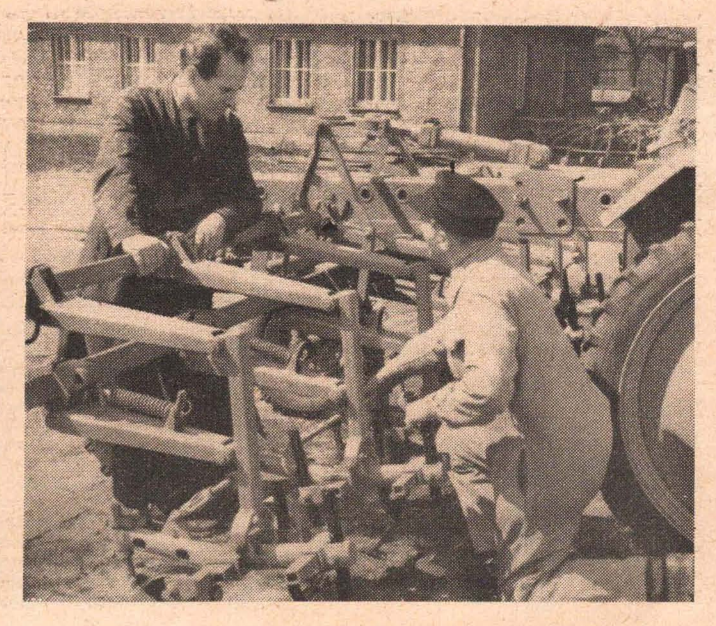
Mit Hilfe seiner stählernen Muskeln und verschiedener Anbaugeräte lassen sich neben pflügen und eggen beispielsweise der Stalldung räumen (Bild links), Dünger streuen, der Mais und die Rüben hacken (Bild unten und Bild unten links) sowie die Rinder im Offenstall füttern (Bild rechts unten), was sich auf diese Art bedeutend zeit- und kraftsparender bewerkstelligen läßt als auf ahthergebrachte Weise mit der Heugabel.

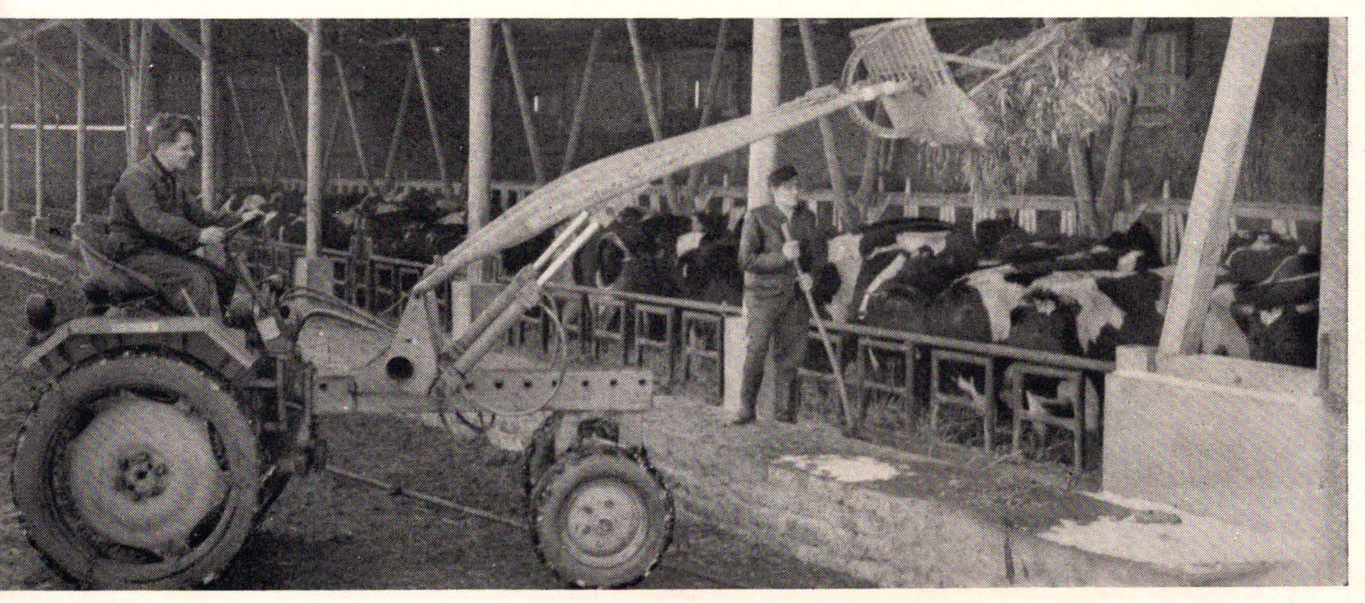
Das Foto rechts zeigt den Geräteträger mit aufmontiertem Dreiseitenkipper im schwierigen Gelände. Der Einfahrer – es ist der Genosse Kresse, der nach Ableistung seines Ehrendienstes in der NVA im VEB Traktorenwerk Schönebeck die Arbeit aufnahm – verfolgt aufmerksam die ersten Schritte „seines" Zöglings.

Es ist bemerkenswert, daß die Produktion des „RS-09" im Laufe des Siebenjahrplanes verfünffacht wird, um der steigenden Nachfrage des In- und Auslandes gerecht zu werden. Im Rahmen der Arbeitsteilung zwischen den sozialistischen Ländern ist nämlich das Schönebecker Werk der einzige Hersteller dieses Traktorentyps.

Selbstverständlich werden auch unsere Genossenschaftsbauern in zunehmendem Maße derartige Vielzweckgeräte wie auch andere moderne Landmaschinen erhalten. Auf diese Weise erleichtern die Arbeiter im Landmaschinenbau den Werktätigen unserer sozialistischen Landwirtschaft ihre schwere Arbeit, helfen sie ihnen, höhere Erträge zu erzielen und ihren großen Verpflichtungen bei der Lösung der ökonomischen Hauptaufgabe nachzukommen.









IHREM WEHRWIRTSCHAFTSFUHRER und Leiter eines „nationalsozialistischen Musterbetriebes", ihrem wichtigsten Flugzeugkonstrukteur und -fabrikanten (auf dem Bild stehend) ließen die Nazis viele öffentliche Ehrungen zukommen. Wie groß aber die Profite waren, die Kriegsjahraus-jahrein auf das Bankkonto des PG Messerschmitt flossen, verschwieg man schamhaft der versammelten Belegschaft.

DREI FLIEGEN AUF EINEN STREICH schlug Messerschmitt, als er nach 1945 den Flugzeugbau von Deutschland, wo er verboten war, nach Spanien verlegte: Er setzte damit als Aufsichtsratmitglied der Firma „La Hispano Aviacion" das lohnende Rüstungsgeschäft fort, rettete sein Technikerteam und hielt Anschluß an den internationalen Stand der Flugtechnik. Mit dem in Spanien entwickelten Uberschalljäger ME 200 wurde die spanische Armee ausgerüstet. Francos Dank erhielt Messerschmitt in Madrid am 25. 10. 1954 – das „Großkreuz des Ordens für Verdienste um die Flugtechnik".

Die

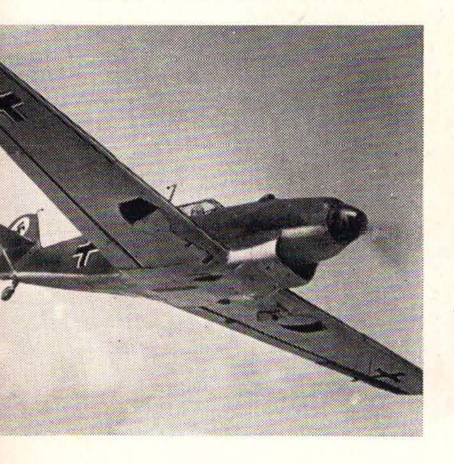
Messerschmitt AG

zahlt wieder

Dividende



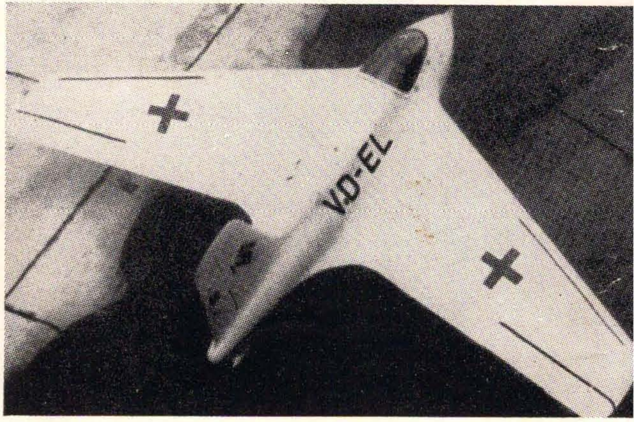
DIE ME 109, die in den 30er Jahren mit 755 km/h einen Geschwindigkeitsweltrekord aufstellte, wurde 1935 der Standardjäger der Wehrmacht und damit zum größten Reibach Messerschmitts.



DER „GIGANT", ein unförmiger, sechsmotoriger Transporter, hatte mehr propagandistischen als militärischen Wert. Von der Göbbelspresse als größtes Landflugzeug in den Himmel gehoben, fiel es oft – im wahrsten Sinne des Wortes – aus allen Wolken.



DIE ME 163 (ein in den letzten Kriegsjahren entwickeltes und „Kraftei" genanntes Raketenflugzeug) sowie die ME 262 (ein Jäger mit zwei Düsentriebwerken, Ausgangspunkt der nach 1945 in Spanien entwickelten ME 200) konnten ebensowenig wie die anderen „Wunderwaffen" Hitlers die Niederlage des Faschismus verhindern.



Wer ist Messerschmitt? Manche der Jüngeren werden antworten: Ein Produzent schmucker, kleiner Kabinenroller. Das wäre richtig und doch grundfalsch!
1923 begann Messerschmitt in kleinem Rahmen Sportflugzeuge zu bauen. Damit war zwar auf diesem oder jenem Wettbewerb ein Blumentopf zu gewinnen, aber keine Millionen. 1930 mußten seine Bayrischen Flugzeugwerke sogar Konkurs anmelden.

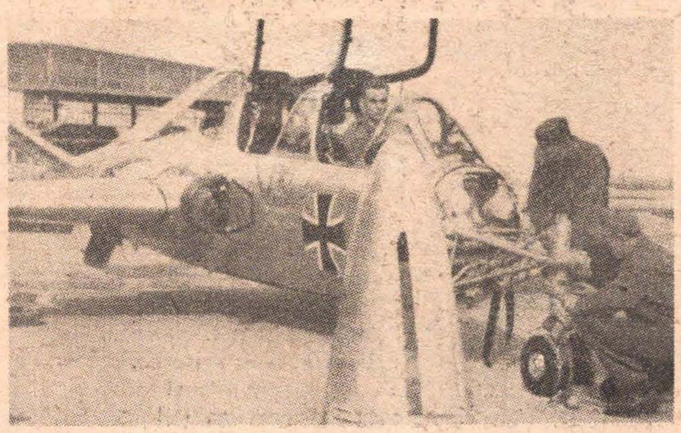
Doch dann begann ein beispielloser Höhenflug der neugegründeten Messerschmitt AG. Die Nazis präsentierten bei ihrem Machtantritt einen riesigen Rüstungskuchen, und Messerschmitt schnitt sich eine große Scheibe nach der anderen davon ab. 60 Prozent aller deutschen Jagdflugzeuge kamen aus seinen Werken, die bei Kriegsende 45 000 Arbeiter zählten.
Ein Fliegerlied der Nazis begann: „Rot scheint die Sonne, / fertiggemacht, / wer weiß, ob sie morgen / für uns auch noch lacht." Je öfter die Sonne für die Flieger nicht mehr lachte, um so röter lachte sie für Messerschmitt; es war das Rot von Gold; denn je mehr Messerschmitt-Flugzeuge während des Krieges vom Himmel stürzten, desto höher stieg die Produktion seiner Werke und damit sein Bankkonto. (Er hatte bei Kriegsende mehr als eine halbe Milliarde Mark Forderungen an das Reich.)
Als 1945 das faschistische System heruntergeholt wurde, stürzte mit ihm die Messerschmitt AG. Das System zerschellte am Boden, sein Nutznießer Messerschmitt aber landete wohlbehalten in einem amerikanischen Gefängnis. Wie sich bald herausstellte, war das mehr als Schutz, denn als Strafe gedacht. Im Oktober 1947 von den Amerikanern deutschen Behörden zur Aburteilung wegen Verdachts von Kriegsverbrechen übergeben, war Messerschmitt Anfang 1948 wieder auf freiem Fuß. Die Nazis in der Spruchkammer hatten den Nazi und Millionär auf der Anklagebank als „Mitläufer" eingestuft und zu 2000 (zweitausend) Mark Geldstrafe verurteilt. Er sei nur „Nutznießer wider Willen" gewesen.
Messerschmitt begann jetzt für den friedlichen Bedarf zu produzieren. Aber dabei gab es Verluste am laufenden Band. Den Bau vorgefertigter Häuser mußte er aus „Finanzgründen" aufgeben. Das Nähmaschinengeschäft war auch nicht rentabel. Trotzdem kam er diesmal um einen Konkurs herum. Messerschmitt war Bonn einige Finanzspritzen wert.
So wartete Messerschmitt auf den Tag, wo ihm die Sonne erneut (golden)rot scheinen würde. Aber er wartete nicht mit den Händen im Schoß. Unter den Fittichen Francos bereitete er seinen neuen Höhenflug vor. Und im März 1956 war dann alles fertig zum Start. Der westdeutsche Staat, Messerschmitts Staat, hatte als Betriebsstoff viele Millionen Steuergelder – manche Zeitungen sprechen von 35 Millionen – in die Tanks der Messerschmitt AG gepumpt. Die ersten Aufträge für die Bundeswehr liefen an. Und siehe da: Ein neuer Aufstieg begann; schon im folgenden Jahr, nämlich ab 1957, begann die Firma ihre beträchtlichen Schulden abzudecken, und in diesem Jahr, 1960, schüttet die AG zum erstenmal seit Kriegsende wieder Dividende aus.
So ist also das Auf und Ab der Messerschmitt AG fest mit dem Auf- und Abstieg des deutschen Militarismus verkettet. Für Messerschmitt scheint gegenwärtig die Sonne wieder golden. Wer weiß, ob sie morgen für ihn auch noch lacht. Wir wissen: Die Rüstung ist noch immer ein profitables Geschäft, der Krieg aber nicht mehr das profitabelste; der Versuch, von dem einen in das andere überzusteigen, kann nur mit einem erneuten, diesmal sofortigen Absturz enden. Und unten würden dann sicherlich keine Amerikaner stehen, die einen Messerschmitt auf die Schnelle – hast du nicht gesehn – wieder aus dem Gefängnis herauslassen.

„MÄZEN DER FLUGZEUGINDUSTRIE" wird bezeichnenderweise Strauß und nicht etwa der Verkehrsminister Seebohm genannt. Daß die Messerschmitt AG die erste Geige in dieser voll und ganz auf Rüstung eingestellten Industrie spielt, erkennt man daran, daß ihr Generaldirektor Dr. L. S. Rothe (auf unserem Bild rechts neben Strauß) gleichzeitig der Vorsitzende des „Bundes deutscher Luftfahrtindustrie" ist. Die Messerschmitt AG spielt also im Grunde heute dieselbe Rolle wie in der Nazi-Ära. Dennoch gibt es zwei beachtenswerte Veränderungen in ihrer Tätigkeit. 1. Sie arbeitet innerhalb der sogenannten Flugzeug Union-Süd GmbH mit anderen Werken wie Dornier, Siebel und Heinkel zusammen. 2. Ihre Bindung an den militaristischen Staat ist heute enger denn je. Früher besaß Messerschmitt das ganze Aktienpaket. Heute verteilt es sich so: Messerschmitt 49 Prozent, Land Bayern 49 Prozent, der westdeutsche Bund 2 Prozent. Zwischen 1953 bis 1968 kann Messerschmitt jedoch 2 Prozent und damit die Aktienmehrheit zurückerwerben.

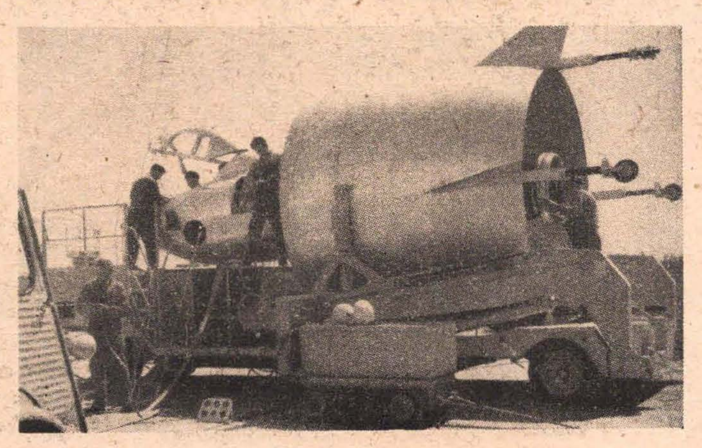


Fotos: Zentralbild (4); Archiv (4) / Text: H. Huth

DIE FOUGER MAGISTER ist eine italienische Düsenmaschine. Ihr Nachbau, der 1956 in der Bundesrepublik begann, war der Startschuß der neuen Rüstungsproduktion bei der Messerschmitt AG. Heute baut die AG in Lizenz den Standardjäger der Bundeswehr, den sogenannten „Starfighter". Mit zunehmenden Rüstungsaufträgen läuft die nichtmilitärische Produktion aus.



DER COLEOPTER C-450 entstand bei der französischen Firma SNECMA. An der Weiterentwicklung dieses Senkrechtstarters ist jetzt, wie aus der Presse verlautet, auch die Messerschmitt AG beteiligt, und zwar im Auftrag des Bundesverteidigungsministeriums. Eigene Neuentwicklungen für die westdeutsche Luftwaffe bauen, nicht nur fremde, das ist also das nächste Ziel Messerschmitts.



Die Aufklärer in der Kompanie Belz sind kluge Rechner

„... es kann doch keinem

Von Major Paul Ludes

Die Aufklärungskompanie des Truppenteils Wiegand ist keine unbekannte mehr. Im vergangenen Jahr erkämpften sich die Genossen den Titel: „Beste Kompanie des Verbandes." Auch in der Gegenwart sind sie wieder mit von der Partie. So wurde zum Beispiel die Einzel- und Gruppenausbildung mit gut beendet und die Zug- und Kompanieübungen erfolgreich abgeschlossen.
Doch im Verband Krüger war es wie vielerorts. Man sprach oft auf Tagungen und Konferenzen über die Leistungen der Kompanie, zollte den Genossen auch Lob, unternahm in der Praxis aber wenig, um ihre Erfahrungen auf andere Truppenteile zu übertragen.

Keine „besondere" Kompanie

Die Mitarbeiter der Politabteilung lebten jetzt eine Woche lang im Sommerfeldlager der Kompanie. Sie sprachen mit den Offizieren, Unteroffizieren und Parteimitgliedern, sie unterhielten sich mit über 50 Prozent aller Soldaten. Was sie sahen, hörten und gründlich studierten, kann auf viele Kompanien, gleich welcher Waffengattung, übertragen werden.
Vorweg ist zu sagen, daß die Kompanie in ihrer sozialen Zusammensetzung und im Bildungsstand der Genossen die gleichen Voraussetzungen hat, wie viele in der Nationalen Volksarmee. Es gibt in ihr viele Arbeiter- und Bauernsöhne mit Grundschulausbildung und einige Oberschüler. Es gibt Bestrafungen und Belobigungen, gute und weniger „gute" Tage, viele vorbildliche Leistungen, aber auch „schwache" Stellen.

Zwei Grundsätze

Die Ursachen der ständigen hohen Gefechtsbereitschaft der Kompanie sind in zwei Schwerpunkten begründet, die in dieser Kompanie seit zwei Jahren im Mittelpunkt der Arbeit standen. Danach nahmen der Kommandeur und alle Offiziere ständig Einfluß auf das politisch-ideologische Bewußtsein und die Erhöhung der Disziplin aller Soldaten und Unteroffiziere. Ihr persönliches Vorbild war dabei entscheidend.
Im Mittelpunkt der gesamten Arbeit stand die Stärkung der führenden Rolle der Parteiorganisation und die Einbeziehung aller FDJ-Mitglieder in die Lösung der politischen und militärischen Aufgaben.
Eine entscheidende Ursache für den guten Zustand der Kompanie ist die straffe militärische Disziplin und Ordnung. Dabei treten alle Offiziere und Unteroffiziere der Kompanie als persönliches Vorbild in Erscheinung. In der Kompanie ist das Prinzip durchgesetzt, daß jeder Vorgesetzte dem Soldaten alles das persönlich zeigt, was er von ihm verlangt. Als zum Beispiel kürzlich im Truppenteil 10 000 m gelaufen wurden, beteiligte sich die gesamte Kompanie einschließlich des Kompaniechefs daran. Auch am 30-km-Marsch nahmen alle Vorgesetzten teil und marschierten mit den Soldaten drei Stunden unter der Schutzmaske. Beide Male erkämpfte die Kompanie die Note „ausgezeichnet".

Man sorgt sich um jeden Soldaten

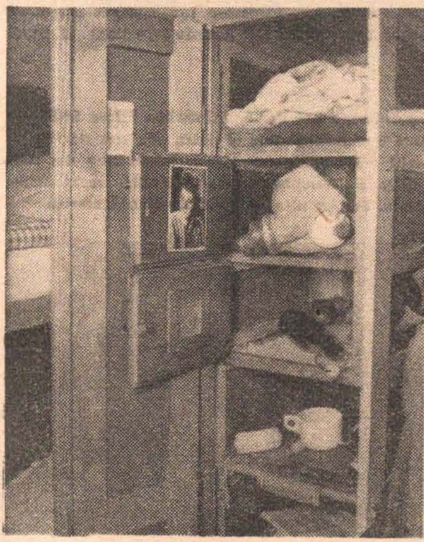
Das Beispiel der Vorgesetzten zeigt sich auf allen Gebieten der Erziehung und Ausbildung. Durch die eigenen hohen Leistungen sind die Vorgesetzten in der Lage, hohe Forderungen an die Soldaten zu stellen. Das wird von den Soldaten richtig verstanden, und jeder Befehl wird widerspruchslos realisiert.
Andererseits besteht ein enges Vertrauensverhältnis zwischen Offizieren und Soldaten. Zum Beispiel kennt der Zugführer, Leutnant Kodlin, jeden Soldaten genau. Oft ist er nach Dienstschluß mit ihnen zusammen und bespricht dienstliche und persönliche Dinge. Wie alle Vorgesetzte, beteiligt sich Leutnant Kodlin aktiv an der Kultur- und Sportarbeit. Charakteristisch für die Aufklärungskompanie ist, daß die Soldaten sich in allen Fragen, auch persönlicher Art, zuerst an ihre unmittelbaren Vorgesetzten wenden.

Nichts entsteht im Selbstlauf

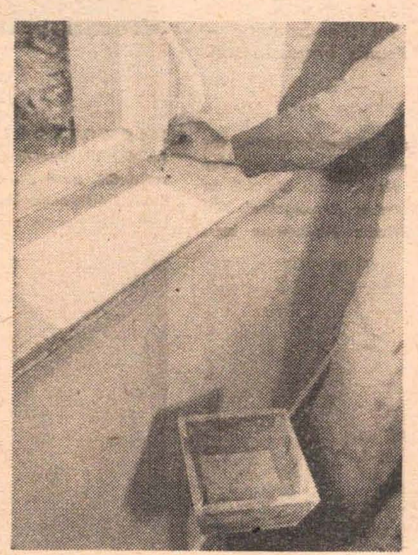
Das Verhältnis der Vorgesetzten zu ihren Soldaten entstand natürlich nicht im Selbstlauf. Es wurde erreicht durch die ständige Forderung des Kompaniechefs und sein persönliches Beispiel. Genaue Kontrolle, kritische Auseinandersetzung und Analyse des Dienstes sowie regelmäßige Berichterstattung der Vorgesetzten vor der Parteigruppe sind in der Kompanie oberstes Gebot. Alle militärischen Vorgesetzten sehen ihren Dienst als Parteiauftrag an und handeln danach.
Von großer Bedeutung für die Festigung der Disziplin war und ist die konsequente Einhaltung der Dienstvorschriften. Es gibt in der Kompanie keine Kumpelhaftigkeit. Die gesamte Arbeit ist von dem Grundsatz getragen, daß jeder Vorgesetzte voll verantwortlich ist für die Erziehung und Ausbildung der ihm unmittelbar unterstellten Genossen. So beschäftigt der Kompaniechef sich in erster Linie mit der Erziehung der Zugführer, diese wiederum vorrangig mit der Erziehung der Kommandanten und die Kommandanten ihrerseits mit den Soldaten.
Dadurch wird einerseits die Überbelastung einzelner vermieden, andererseits wird der Entwicklung der eigenen Initiative und des Selbstbewußtseins aller Vorgesetzten großer Raum gegeben.



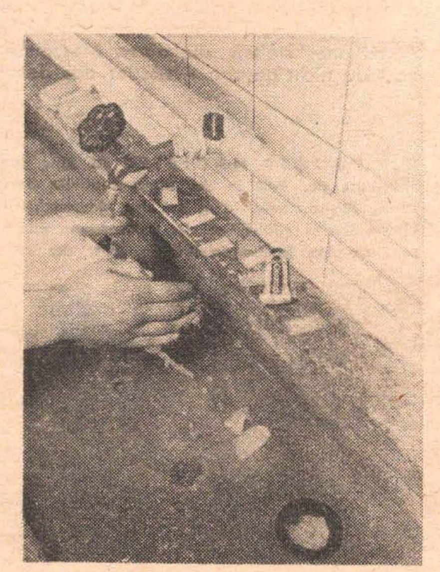
Schütze Trefflich zweifelnd spricht, so was



In den Augen deiner Kleinen
liegt ein Vorwurf, will man meinen:
Sieht der Hauptfeldwebel dies,
steht es um den Ausgang mies!



Jedem Irrtum auszuweichen,
gilt es hier zu unterstreichen:
Warum bleibt denn, wenn man raucht,
dieser Ascher ungebraucht?



Reinlichkeit ist stets zu loben,
doch es wäre zu erproben,
ob das Klingen-Allerlei
nicht zu liquidieren sei!

schaden, wenn der eine für den anderen steht!"

Die militärischen Leistungen

Eine wichtige Rolle spielt die tägliche, gründliche Diensteinweisung der Zugführer und Unteroffiziere und die gewissenhafte Kontrolle der Dienstvorbereitung. Wir konnten uns davon überzeugen, wie z. B. der Unteroffizier Kraft die Schutzausbildung leitete und seine reichen praktischen Erfahrungen vermittelte. Den jungen Soldaten machte er alles selbst vor und übte mit ihnen so lange die einzelnen Elemente, bis jeder Handgriff saß. Die andere Seite der Arbeit mit den Unteroffizieren drückt sich darin aus, daß sie alle in Gesprächen erklärten, daß ihre Arbeit geachtet wird, sie alle die ihnen zustehenden Rechte haben und ihnen deshalb der Dienst in der Kompanie Freude macht.

So verläuft die gesamte Ausbildung straff, mit vielen Schwierigkeiten und unter harten, gefechtsmäßigen Bedingungen. Die Kompanie hat z. B. im Sommerfeldlager, nach 36stündiger Kompanieübung und nur sehr kurzer Ruhepause, die Zugübungen absolviert, die wiederum den Soldaten alles abverlangten. Dabei wurden alle Aufgaben mit großer Bereitschaft und Initiative gelöst. Auch unter schwierigen Bedingungen achten alle Vorgesetzten und die Genossen gegenseitig darauf, daß die Dienstvorschriften genau eingehalten und die Befehle gewissenhaft befolgt werden. Man läßt keine Erleichterungen in der Ausbildung zu.

All das ist die Grundlage für den guten Ausbildungsstand in der Kompanie. So konnten von den Schießaufgaben acht Aufgaben mit der Note „ausgezeichnet", neun mit der Note „gut" und zwei mit der Note „befriedigend" erfüllt werden. Im Dienstsport erreichte man beim 30-km-Marsch, beim Kleiderschwimmen und beim 10 000-m-Lauf ebenfalls „ausgezeichnet". Die Kompanie ist in der Lage, alle taktischen Aufgaben zu erfüllen.

Operative Parteiarbeit

Die Parteiorganisation verwirklicht ihre führende Rolle besonders durch das persönliche Beispiel der Mitglieder und Kandidaten in der politisch-ideologischen und militärischen Arbeit. So erhalten z. B. die Genossen Zugführer regelmäßig Parteiaufträge, um in ihren Zügen über aktuelle politische Probleme zu sprechen (Deutschlandplan des Volkes, Gipfeltreffen, die Ereignisse in Kuba und Japan usw.).

Die Mitglieder und Kandidaten sind in der Kompanie gut bekannt und besitzen Autorität und Vertrauen. Das äußert sich auch darin, daß die Soldaten sich in allen Fragen an die Parteimitglieder wenden und sich bei ihnen Rat und Hilfe holen. So werden zum Beispiel die Genossen Unteroffizier Manzeck, Oberfeldwebel Westerling und der Gefreite Fritschler oft von den Soldaten auch nach Dienst aufgesucht.

Die Arbeit der Parteiorganisation ist dadurch gekennzeichnet, daß der Schwerpunkt nicht auf möglichst viele Versammlungen gelegt wird. Sie besteht in erster Linie in der operativen Anleitung, Hilfe und Kontrolle für die Mitglieder in den Zügen und Besatzungen. Aus diesem Grunde ist auch die Parteiinformation gut entwickelt. Dabei informieren die Mitglieder die Parteileitung nicht nur schnell über Mängel und Stimmungen, sondern sind selbst bemüht, alle Fragen an Ort und Stelle sofort zu klären. Man wartet nicht erst bis zur nächsten Versammlung, um sich über Mängel auseinanderzusetzen.

Um die „Beste Kompanie"

Das Kollektiv will den Titel „Beste Kompanie des Verbandes" natürlich behalten und hat sich darüber hinaus vorgenommen, „Beste Kompanie des Dienstbereiches Bleck" zu werden. Grundlage dieses Kampfes ist die Kompaßbewegung. Jedes FDJ-Mitglied (alle sind im sozialistischen Jugendverband) besitzt einen persönlichen Kompaß. Es geht ihnen in erster Linie um die persönliche, militärische Qualifizierung, um die Disziplin und Ordnung, um die kulturelle und bildende Arbeit.

Die Parteimitglieder helfen den Jugendfreunden nicht nur die Kompaßziele zu erarbeiten, sondern legen auch mit Hand an, wenn es sie zu realisieren gilt. Die Parteileitung fordert von ihnen regelmäßig Rechenschaft über ihre Arbeit im Jugendverband. Gegenwärtig sind rund 80 Prozent der Kompasse erfüllt. So besitzen zum Beispiel alle Genossen des Zuges Kodlin die Fahrerlaubnis für ihr Spezialfahrzeug. Alle sind auch in der Lage, als Funker zu fungieren.

Neben den persönlichen Kompassen gibt es monatliche Arbeitsprogramme in den Zügen, die detailliert die Aufgaben enthalten, die der Soldat in diesem Monat zur Erfüllung des Ausbildungsbefehls lösen muß. So weiß jeder, was zu tun ist.

In allen Zügen arbeiten die FDJ-Gruppen aktiv. Sie organisieren das Leben vielseitig und interessant. Regelmäßig stehen Buch- und Filmbesprechungen, Aussprachen, Exkursionen usw. auf dem Programm. Besonderes Augenmerk wird der Kulturarbeit geschenkt. Charakteristisch ist, daß über alle Probleme des politischen und militärischen Lebens sich rege auseinandergesetzt wird. Diese Auseinandersetzungen sind auch die Hauptmethode der FDJ-Organisation, um die vorbildliche Disziplin und Ordnung zu gewährleisten.

Übereinstimmend erklärten alle Genossen, auch die, die erst seit kurzer Zeit in der Kompanie sind, daß sie sich in der Kompanie wohl fühlen. Die Disziplin ist sehr gut. Die militärische Ausbildung ist hart, aber interessant und vielseitig. Und „es kann doch keinem schaden, wenn der eine für den anderen steht!"

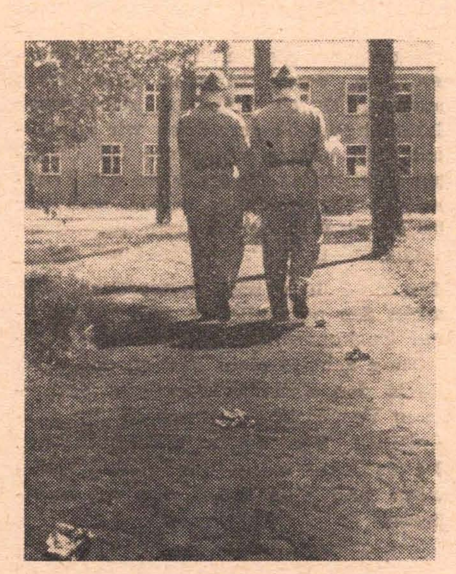
---

gibt's doch sicher nicht (II)

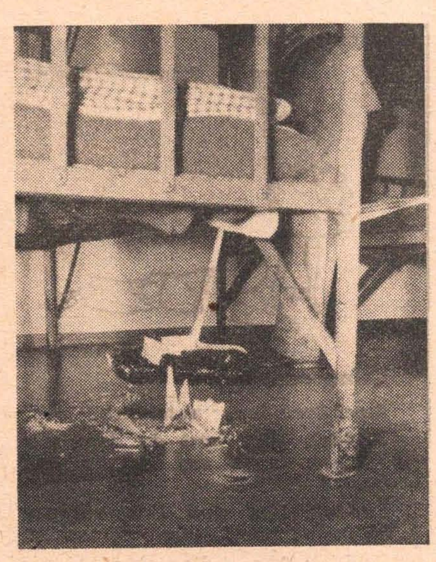
FOTOS: ERNST GEBAUER
TEXT: RUDI STRAHL



Selbst an diesem stillen Orte
(ganz präzise: dem Aborte),
wo der Mensch für sich allein,
kann es ruhig sauber sein.



Die zwei beiden, die wir sehen,
scheinen davon auszugehen,
daß ein Mensch, der auf sich hält,
Spuren hinterläßt der Welt.



Eh und je ist schon der Besen
praktisch und bequem gewesen:
doch der Unrat unterm Bett,
wirkt mitnichten sehr adrett.

Anekdotisches

Von Leutnant Weder

Essenkultur

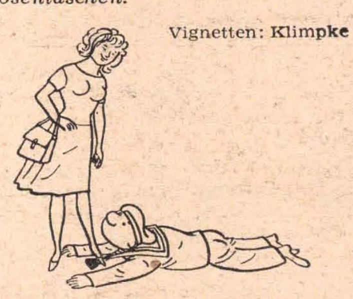
Es war während einer Übung. Die Panzerbesatzung saß während einer Gefechtspause an ihrem Fahrzeug.
Es wurde gegessen. Büchsenwurst mit Schwarzbrot und Butter. „Wenn man sieht, wie du ißt, merkt man gleich, daß du von's Land kommst — keine Ahnung, wie man mit Büchsenwurst umgeht.“ Dabei schüttelte der Sprecher den Kopf, sah den Büchsenwurstessenden vorwurfsvoll an und leckte die Butter von seinem Messer ab.



Auf den Schlips getreten

„Was ist denn das für ein Pappschild an diesem Halstuchknoten?“ fragte eine junge Brünette den Matrosen.
Dabei zeigte sie auf das unter den Knoten geschobene, angegraute Viereck.
„Das ist die Erfindung eines kulturvollen Seemanns der Seestreitkräfte“, antwortete der Matrose stolz. „Damit schützen wir die kleine weiße Fliege vorm Vergammeln.“ Er zeigte ihr die kleine weiße Fliege, als ob er ein Geheimnis preisgeben würde.
„Schön“ — staunte die Brünette —, „gibt es auch so eine Erfindung für Fingernägel?“ Darauf steckte der Matrose die Hände in die Hosentaschen.

Vignetten: Klimpke



Erinnerungen

Zwei Seemänner unter sich:

Kuddel: Was hast du denn für Tätowierungen auf Armen und Brust?

Daddel: Das sind Erinnerungen an meine zweijährige Fahrenszeit.

Kuddel: Aha — die stehen bei mir im Seefahrtsbuch.

Der Kompaß ist gut — die Kompaßtat ist besser

Gibt es überall persönliche Kompasse? Entspricht ihr Inhalt der Forderung nach hoher Einsatzbereitschaft? Wie und mit welchen Ergebnissen werden sie erfüllt? Wenige Wochen vor dem 11. Jahrestag der DDR untersuchten wir diese Fragen in zwei Kompanien des Truppenteils Berger. Recht unterschiedlich ist das Ergebnis.

Zweite Funktion im Mittelpunkt

Bis auf die Gefreiten Loch, Tesch und Lange sowie den Soldaten Voss haben alle Genossen der Kompanie Hamm einen persönlichen Kompaß. Entsprechend den einzelnen Ausbildungsetappen richten sie ihn neu ein und haben stets das Ziel im Auge, höchste Ausbildungsergebnisse zu erringen.

„Besonderen Wert legen wir auf die Qualifizierung jedes Genossen, auf die Verwirklichung des Prinzips der gegenseitigen Ersetzbarkeit“, sagte uns der FDJ-Sekretär, Genosse Soldat Kunath. „So haben sich viele Genossen in ihrem Kompaß das Ziel gestellt, sich die Fähigkeiten als Gruppenführer anzueignen. Die Genossen Wendt, Kraus, Hermann, Kulik und Spindler haben das schon erreicht und sind bereits als Gruppenführer eingesetzt. Die Genossen Werner und Eichwurzel, vorher Gruppenführer, arbeiten jetzt als Zugführer. Zum K 3 haben sich alle Kraftfahrer unserer Kompanie qualifiziert. Für jeden Kraftfahrer steht schon ein weiterer Genosse bereit, der das Fahrzeug führen kann.“

Das sind nur einige Ergebnisse. Wie die Genossen das erreicht haben? „Schon bei der Ausarbeitung der Kompasse helfen FDJ-Leitung, Parteigruppe und Vorgesetzte allen Genossen. Dann kontrollieren wir regelmäßig, ob die Genossen ihre Verpflichtungen auch ernst nehmen. Durch ständige ideologische Erziehungsarbeit erreichten wir schließlich, daß unsere Kompanie bei Übungen usw. mehrfach als beste des Truppenteils ausgezeichnet wurde, weil wir die Normen in der Gefechtsausbildung stets erfüllen bzw. unterbieten.“

Man muß hier noch hinzufügen, daß neben den persönlichen auch Gruppen- und Zugkompasse bestehen. Die FDJ-Leitung achtete nicht darauf, daß auch die in den Kollektivkompassen enthaltenen Verpflichtungen sich in den persönlichen Kompassen widerspiegelten. Die Genossen haben diesen Mangel erkannt und sind dabei, ihn zu korrigieren.

Übersicht verloren — Führung unkonkret

Gute Ergebnisse in der Ausbildung hat auch die Kompanie Müller bisher errungen. Daran hat jedoch die Kompaßbewegung der FDJ nur geringen Anteil. Ganz einfach deshalb, weil dort die FDJ-Leitung keinen klaren Überblick über die Kompasse der Genossen besitzt. Daß etwa 85 Prozent aller Genossen einen Kompaß haben, konnte uns Genosse Unteroffiziersschüler Frese gerade noch sagen. Als wir aber nach deren Inhalt und dem Stand ihrer Erfüllung fragten, war es mit seiner Weisheit zu Ende.

Kontrolle? „Ja, das haben bisher immer die Zugsekretäre gemacht.“ Parteigruppe, Zugführer und Gruppenführer? „Die haben auch kontrolliert, aber getrennt voneinander.“ Und die FDJ-Leitung? „Wir haben uns von den Zugsekretären berichten lassen.“ Mit welchen Ergebnissen?

Auf die letzte Frage versuchte Genosse Frese, alles herbeizuholen, was er zufällig wußte. Es gibt demnach auch einige gute Ergebnisse. Er konnte jedoch keine Auskunft geben, welche Genossen welche Verpflichtungen übernommen haben und wie der Stand ihrer Erfüllung in der Kompanie ist. Was er sich aus den Fingern sog, macht längst nicht einen klaren Überblick aus.

Gewiß ist es beachtlich, wenn die Kompanie die Gruppenausbildung mit „gut“ abschloß, wenn alle Genossen die Qualifikation als MG-Schütze 1 besitzen und wenn für die Hälfte aller Kraftfahrer Ersatz vorhanden ist. Dazu gehörte Arbeit. Wie soll man es aber in diesem Zusammenhang einschätzen, wenn die Kompanie kürzlich zwei Gefechtsaufgaben nicht ordentlich löste? Da muß doch an der Leitung, an der politischen und militärischen Führung der Kompanie etwas nicht in Ordnung sein. Auch an der Führung der Kompaßbewegung durch die FDJ.

FDJ-Leitung, Kompaniechef und Politstellvertreter haben daraus jedenfalls die Lehre gezogen, konkreter zu führen. Das heißt, sie werden die Kompaßbewegung künftig straffer in die Hand nehmen und mit ihrer Hilfe noch bessere Ergebnisse bei der Erfüllung des Ausbildungsprogramms erreichen.

Taten sind entscheidend

Absichtlich wählten wir obige Überschrift und untersuchten die Kompaßarbeit in zwei Kompanien gleichzeitig. Es hat nämlich keinen Zweck, mit den Kompassen eine endlose Zahlenhascherei zu entfachen, wie sie in manchen Einheiten üblich ist, und eben die vielen guten Verpflichtungen nur Papierwert besitzen. Entscheidend sind die Taten zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft.

R. D.

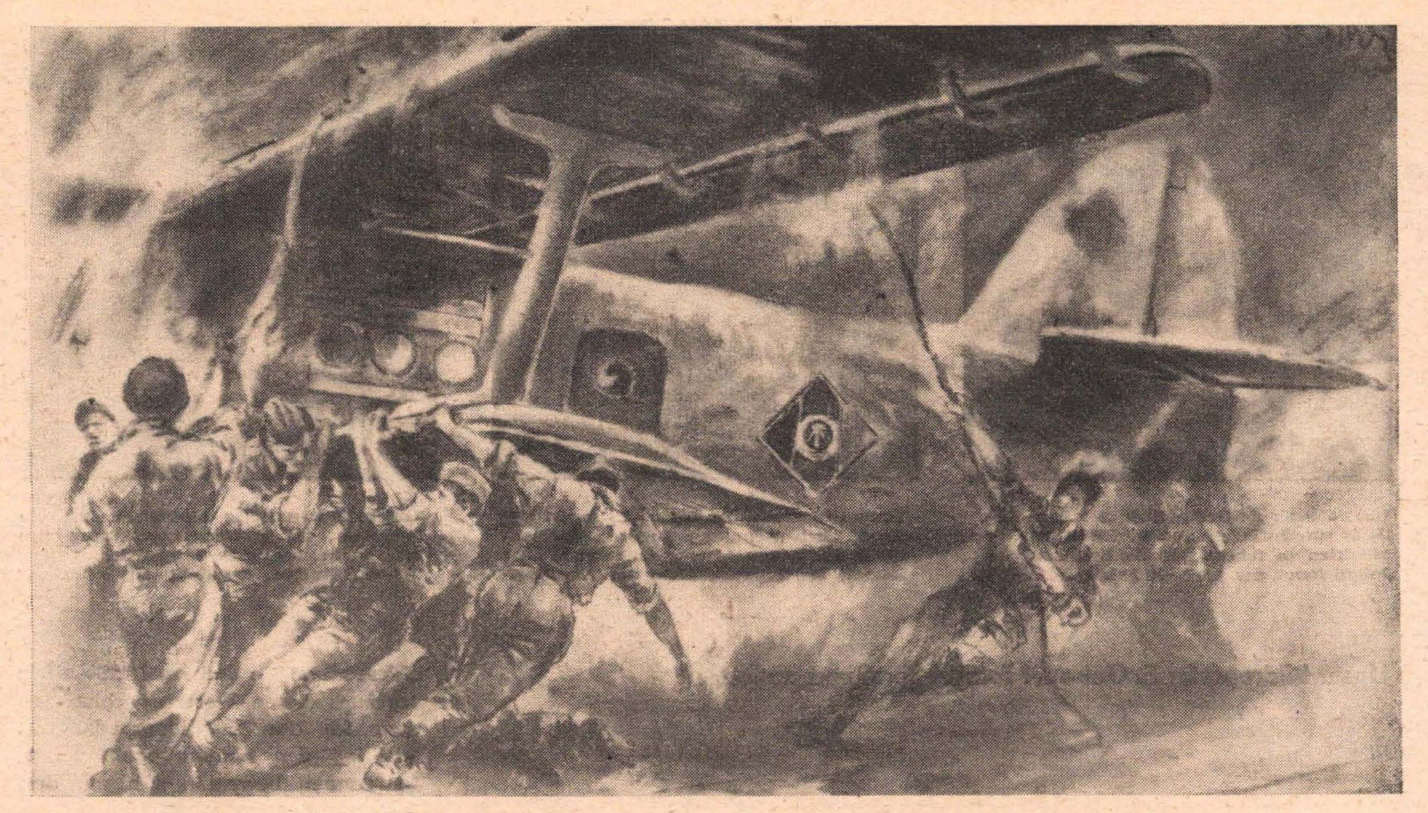


Illustration: Poche

Sturm, Stahlseile und Sekunden / Von Hauptmann Kopatz

Gewitterschwüle liegt über dem Flugplatz. In regelmäßigen Abständen strahlen die Rundfunkstationen ihre Sturmwarnungen in den Äther. Schneller als sonst haben die Flugzeugmechaniker der Einheit Werner die notwendigen Sicherungsmaßnahmen getroffen. Sorgfältig sind die Maschinen verankert, die Bremsklötze noch fester an die Räder gedrückt. Alles ist in Ordnung; der Abstellplatz sauber und ohne jeden Gegenstand. Gegen die sich auftürmende Wolkenwand sehen die Metallvögel noch größer, noch schöner aus.

Ein Tag angestrengten technischen Dienstes geht zu Ende. Jeder beeilt sich; denn wer wollte schon von dem heraufziehenden Unwetter überrascht werden? Schon sind die Mechaniker vom Platz marschiert. Nur wenige Genossen sind noch da. Es ist die Zeit der Dienstübergabe. Außerdem muß bei einer Maschine noch frisches Öl aufgefüllt werden. Bis der Ölwagen kommt, bleibt noch Zeit für eine Zigarette. Im Raum des diensthabenden Technikers, einem ausgedienten SIS-Kommandeurswagen, ist es gemütlicher als draußen, und mit einem Scherz ist jeder schnell zur Hand.

Seitdem die Mechaniker der Einheit seit einigen Monaten so richtig zu einem Kollektiv zusammengewachsen sind, verstehen sie sich großartig, und ohne viel Worte hilft einer dem anderen. Ja, sie können sich schon aufeinander verlassen. Und wenn es um die Einsatzbereitschaft ihrer Maschinen geht, zählt keiner die freien Stunden.

So war es auch unlängst zu Pfingsten. Gerade war Unteroffizier Taubeneck dabei, seinen Dienst an Unteroffizier Grundemann zu übergeben. Da — drohend nähert sich vom Flugplatzende eine schwarze Wolkenwand. Vom Sturm gepeitscht jagt das hohe Gras neben den Rollbahnen auf und nieder. Als fühlte sie den ebenen, freien Raum, rast die Bö über der Platz, um mit ganzer Kraft auf die in Front abgestellten Flugzeuge zu prallen. Wassermassen stürzen herunter. In Sekunden ist die glatte Betonfläche in einen See verwandelt. Die Tür schlägt auf, Wind und Regen wirbeln zu den Genossen herein.

Was ist geschehen? Solche entfesselten Naturgewalten hatte noch keiner von ihnen erlebt. Spannung legt sich auf ihre Gesichter. Die Augen versuchen, durch die wasserumflossenen Scheiben die plötzlich hereingebrochene Dunkelheit zu durchdringen. Alle durchzuckt ein Gedanke: „Dort draußen stehen unsere Maschinen." „Die AN reißt sich los!" hallt es wie ein Alarmruf. Ungefähr 20 Meter entfernt, auf dem Reparaturplatz der TDK, wird eine AN-2 vom Sturm gepackt und wild geschüttelt. Der Schwanz hebt sich und vibriert wie ein Seidenfähnchen im Windkanal. „Wird die Verankerung halten?" Welche Frage! Eher würden die Tragflächen auseinanderbrechen. Die fingerstarken Stahlseile sind in angeschweißten Halteösen des Betonrahmens festgehakt. Doch jeden Augenblick konnte das Heck der Maschine auf den Boden geschleudert, erneut erfaßt und wieder auf den Boden geschleudert werden.

Keiner gibt das Kommando, doch alle stürzen sie aus dem Wagen. Regen und Wind schlagen ihnen ins Gesicht. Schützend heben sie die Arme vor die Augen. Jeder Schritt kostet Kraft. Bis über die Knöchel waten sie im Wasser. „Achtung!" Eine kräftige Bö hat die neben der Maschine befindliche aufgebockte über zwei Zentner schwere Luftschraube erfaßt. Der Bock stürzt. Sekunden schwebt die Schraube in der Luft, dann bohrt sich eines ihrer vier Blätter in die Zelle der AN. An der linken Tragfläche zerreißt das Stahlseil der Verankerung, an der rechten die Schweißnaht der Halteöse. — Die Maschine rollt!

Mit letztem Einsatz werfen sich die acht Genossen dem Sturm entgegen. Jeder packt an, wo es notwendig ist. Schnell werden die weggerutschten Bremsklötze vorgelegt und durch in der Nähe liegende Betonklötze befestigt. Die Maschine steht. Provisorisch wird sie an den Tragflächen und am Heck verankert. Noch sind nicht die letzten Handgriffe getan. Plötzlich ein Geräusch wie kreischende Bremsen aus der Richtung des Abstellplatzes. Eine Radplane fliegt den Genossen entgegen. Jeder weiß sofort, eine IL-14 muß sich losgerissen haben. Das war gefährlich! Die „26", von der die Plane kam, stand inmitten der anderen Maschinen. Eine Karambolage würde einen riesigen, in die Zehntausende gehenden Schaden anrichten und die Einsatzbereitschaft herabsetzen. Es bleiben nur Sekunden, Sekunden einer harten Bewährungsprobe des kleinen Kampfkollektivs.

Will dieser verfluchte Sturm kein Ende nehmen? Er tobt mit unverminderter Heftigkeit — 130 km/h! Die Situation ist kritisch. Wieder das gleiche Bild: Die Haltetaue sind zerrissen, die Bremsklötze weggedrückt. Die „26" dreht sich und rollt schräg nach hinten auf die rechts neben ihr stehende IL-14 zu. Noch Bruchteile von Sekunden, und die Tragflächen prallen gegeneinander! Mit blutig aufgerissenen Händen, Betonklötze vor die Brust gepreßt, keuchen sie heran. — Bremsklötze an die Laufräder und befestigen! Ein letzter Ruck. Die 16 Tonnen schwere Maschine steht. „Geschafft!" Durchnäßt, verschmutzt, aber glücklich schauen sie sich an. Noch einmal huscht ihr Blick zu den in bedrohlicher Nähe beieinanderstehenden Tragflächen. Jetzt zu den anderen Maschinen. Jede einzelne wird noch einmal gründlich kontrolliert. Die Verankerungen sind in Ordnung.

Wieder sind wir im Raum des diensthabenden Technikers. Vorschriftsmäßig übernimmt Unteroffizier Grundemann seinen Dienst. Er blickt ins Übergabebuch. Eine Eintragung fehlt noch. — „Bei der Verhütung von größeren Schäden an der Technik durch ein Unwetter zeichneten sich die Genossen Unteroffiziere Irsig, Sack, Taubeneck, Grundemann, Goldhahn, Settmacher, Killig und Goldmann durch vorbildliche Einsatzbereitschaft aus."



Unteroffizier Seiffert: „Sich in jedem Gelände zurechtfinden und in schwierigen Abschnitten so fahren, daß die Besatzung arbeiten kann, das muß ein Fahrer können."



Unteroffiziersschüler Bach: „Es macht mir Spaß, auch wenn der Dienst manchmal bis in die späten Abendstunden geht. Erst kommt die Technik, dann der Ausgang."



Unteroffiziersschüler Meitzeler: „Ich bin Schlosser, die Waffengattung stand also fest. Meine Interessen paaren sich mit dem Willen, unsere Republik zu schützen."

Unser Bildreporter E. Gebauer fotografierte und notierte:

Das Gefechtsfeld

ist keine Autobahn

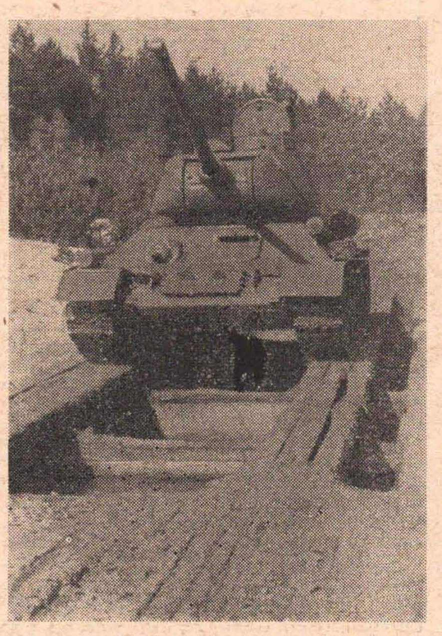
„Versuchen Sie doch mal!" So eifrig ich auch diesen Worten nachkam, so sehr ich das Kupplungspedal trat und an den Lenkknüppeln zerrte, 32 Tonnen bewegten sich nur drei Meter weiter und verharrten wieder. „Man muß es lernen", meinte der Fahrinstrukteur, Unteroffizier Seiffert, „mir ging es zu Anfang auch so. Lust und Liebe gehören dazu, dann bringt man es bald zur Meisterschaft." Und Genosse Seiffert ist Meisterfahrer. Zweieinhalb Jahre fährt er Panzer und hat schon manche Erfahrung mit den „Dicken" gesammelt. Und daß das Gefechtsfeld keine Autobahn ist, sondern voller natürlicher und künstlicher Hindernisse, davon habe ich mich selbst



Viele Tonnen hängen am Laufwerk. In ungünstiger Lage des Panzers verdoppeln sich die Kräfte, die an der Kette zerren. Ist die Kette locker, beeinträchtigt sie wesentlich die Manövrierfähigkeit des Panzers oder führt zu dessen Ausfall.



Fährt der Fahrschüler eine der Stangen um, wird die Note für die Übung um einige Punkte niedriger. Die „Eins" ist nicht mehr drin. Im Gefecht liegt vielleicht dort ein Minenfeld, und eine Mine kann den Panzer außer Gefecht setzen.



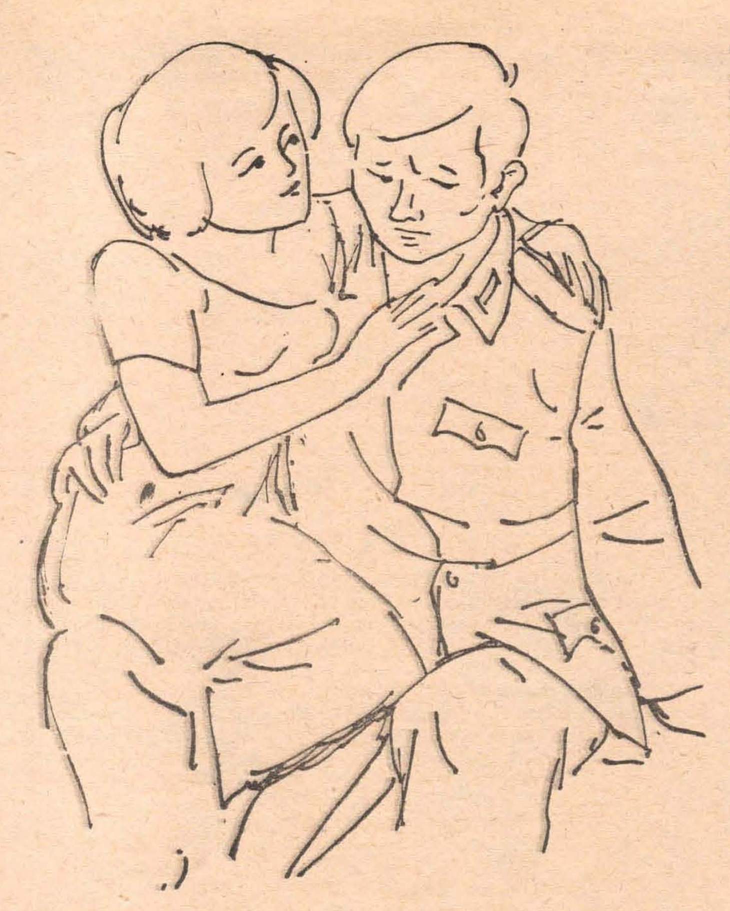
Steile Gräben sollen die Panzer im Gefecht aufhalten. Die von den Pionieren gelegten Spurbrücken verlangen vom Panzerfahrer viel Geschick. Das Training auf der Fahrschulstrecke gibt auch hier das richtige Gefühl für den Millimeter.

überzeugt. Ein Hang von etwa 15 Prozent Steigung kann zum Verhängnis werden, wenn das Fahrzeug zum Halten gezwungen wird und der Fahrer nicht mit dem richtigen Gang anfährt. Auch die Gassen in den Minenfeldern werden nicht . . zig Meter breit sein. Man muß eben eng begrenzte Räume meistern können, um nicht auf eine Mine zu fahren. Wasserhindernisse, Gräben, Zementhöcker, Sumpf – um nur noch einige Hindernisse zu nennen – sind zu erwarten. Oft wird dann das Reaktionsvermögen des Fahrers und sein Können entscheiden, ob die Besatzung des Panzers ihre Gefechtsaufgabe realisiert. Auf der Fahrschulstrecke werden alle diese Möglichkeiten berücksichtigt. Wir waren kaum angefahren, da mußte der Panzer schon durch eine Gasse. Eine Steigung von etwa 20 Prozent folgte, ein Hohlweg schloß sich an. Spurbrücken über einen angedeuteten Graben verlangten Millimeterarbeit. Nach einer Abfahrt ging es durch eine Nebelwand. Hindernisse aus Beton, Höcker und Mauern versperrten den Weg. Manchmal wirkten die Bewegungen des Panzers zaghaft, manchmal wurde der Motor abgewürgt. Meister fallen eben nicht vom Himmel. Das wissen die Fahrschüler Bach und Meitzeler. Aber sie wissen auch, daß Unteroffizier Seiffert neben ihnen sitzt, ihnen in jeder Situation aus der Klemme hilft, ihnen geduldig seine Erfahrungen vermittelt, bis sie selbst ihr Fach meistern. (Unsere Fotos zeigen Momente aus der 3., 5. und 8. Fahrschulübung.)

Ein Hang von etwa 15 % Steigung kann zum Verhängnis werden (unten), fährt der Fahrer nicht mit dem richtigen Gang an.



Rauch und Staub lassen den Fahrer durch den Sehschlitz nicht viel erkennen. Der Kommandant sitzt höher und sieht mehr. Nach seinen Weisungen muß der Fahrer auch blind fahren. Um das zu üben, werden Nebelwände angelegt (rechts).



„Vermißt du ihn?" fragte Rolf zurück.

„Ja, wir wollen tanzen, wenn er kommt. Ich möchte einmal so richtig lustig sein", antwortete sie und warf sich mit erhobenen Armen auf seinen Schoß. Rolf hielt das Mädchen fest. Auch er wollte tanzen, alles Ärgerliche vergessen. „Er wird kaum kommen können. Er hat sein Geld verloren", entfuhr es ihm, und er wußte im gleichen Moment, daß dies ein unverzeihlicher Fehler war.

Aber auch Gabi war nicht böse, daß Rolf allein gekommen war. Sie hatte es sogar erhofft. Dann zog sie ihn empor. Sie schmiegte sich eng an ihn. Die Kornblume war seinen Augen ganz nah, aber er sah sie nicht. E r war die Ursache, daß Dieter nicht gekommen war. E r hatte dessen Geldbörse gestohlen! E r war ein Dieb! Jetzt, nachdem die Freude vorbei war, die er Gabi machen wollte, bereute er diesen Schritt. Er hatte es nicht einmal vorsätzlich gemacht, nicht in der vorgefaßten Absicht, den anderen bei Gabi auszustechen.

Als er sich für die Geburtstagsfeier fertig machte und aus dem Waschraum zurückkehrte, war das Zimmer leer. Die Kameraden hatten die Uniformen auf die Betten gelegt und waren noch auf den Sportplatz gegangen. Auch Dieter, der als bewährter Torhüter nicht mal an diesem Tage fehlen durfte. Aber seine Geldbörse mußte beim Ausziehen herausgefallen sein, denn sie lag zwischen seinem und Rolfs Bett. Es war ein dummer Zufall. Aber hier lag Geld, und Rolf brauchte es...

„Was hast du denn?" fragte Gabi besorgt und legte das Köpfchen an seine Schulter. „Du bist so still heute!"

„Es ist nichts", sagte er, aber es klang nicht sehr überzeugend. Am nächsten Morgen eilte Dieter, der es sich als Kompanieschreiber leisten konnte, in das Krankenrevier des Regiments, um Gabi noch nachträglich zum Geburtstag zu gratulieren. Er mußte warten. Gabi assistierte gerade dem Arzt. Es roch nach Äther und Karbol. Endlich sah er Gabi im Türrahmen des Behandlungszimmers stehen.

„Bist du krank?" fragte sie ihn und deutete auf die schwarzen Schatten unter seinen Augen.

Du bist nicht schuld, Gabi! / Von Manfred Walther, ständiger Mitarbeiter

Sie bummelten zu dritt die Straße entlang, die Krankenschwester Gabi, der Gefreite Dieter Blechschmidt und der Soldat Rolf Feuerbach. Gabi, sehr frisch in ihrer schmucken Schwesterntracht, hatte sich bei den beiden eingehängt und war bester Laune. „He", sagte sie und puffte den Soldaten kameradschaftlich in die Seite, „du machst aber heute ein mieses Gesicht?"

„Kein Wunder", brauste Rolf auf, „seit einem halben Jahr gehen wir nun schon zu dritt ins Kino, auf den Fußballplatz oder sonst wohin — immer zu dritt. Aber nun habe ich das satt! Schenke uns endlich reinen Wein ein, wen du einmal heiraten willst — mich oder den Dieter!"

Gabi war erschrocken und wandte sich an den Gefreiten: „Was meinst denn du dazu?" fragte sie unsicher.

„Auch meine Meinung", erwiderte Dieter, der Gabi nicht minder liebte. "Hoffentlich bin ich der Auserwählte!"

Gabi versuchte zu scherzen: „Nun denn, meine edlen Ritter, das Visier herunter! Es soll geschehen. Aber laßt mir noch Zeit bis zu meinem Geburtstag, den wir übermorgen noch gemeinsam verleben wollen!"

„Was, du hast... übermorgen schon...?" riefen die beiden Soldaten fast gleichzeitig aus. Während Dieter überlegte, was er Gabi schenken könnte, dachte Rolf mit Schrecken daran, daß sein Barbestand, vier Tage vor der Gehaltszahlung, höchstens noch zu einem Blumensträußchen reichen würde. Und wenn Dieter ein größeres Geschenk überreicht?

Zwei Tage später klingelte Rolf, mit einem mächtigen Strauß an Gabis Wohnung, die ein Zimmer bei ihren Eltern in der Stadt bewohnte. Sie hatte sich festlich gekleidet, und die Kornblume im blonden Haar hatte die gleiche Farbe wie das hochgeschlossene Kleid. Überrascht sah sie, wie ihr Rolf rote Rosen in die Arme legte und noch einige kleine Sachen dazu. Nachdem sie noch einmal in das Dunkel des Flures zurückgespäht hatte, stellte sie sich auf die Zehenspitzen, und ihre Lippen, sammet wie eine Aprikose, berührten scheu Rolfs Mund.

„Komm schon", sagte sie und zog ihn ins Zimmer. Neben einem Koffergrammophon bemerkte Rolf einen großen Stapel Schallplatten.

„Wo bleibt denn eigentlich Dieter?" fragte Gabi nach einer Weile.

„Nein, nein, ich will dir nur noch schnell zu deinem Geburtstag gratulieren", entgegnete er und gab ihr die Hand.

„Du konntest gestern nicht kommen", flüsterte sie mit einem Seitenblick auf die anderen, „weil du dein Geld verlegt hattest, nicht wahr?" Dann ironisch: „Du konntest keine Blumen kaufen und kamst eben deshalb überhaupt nicht. So seid ihr Männer eben!"

Dieter unterbrach sie schroff: „Was sagtest du eben? Geld verloren? Ich hätte mein Geld verloren?" stieß er hervor.

Gabi hielt ihm erschrocken die Hand auf den Mund: „Still, nicht so laut, der Arzt!" mahnte sie vorwurfsvoll. Aber Dieter ging nicht darauf ein. Er stieß die Hand weg. „Woher weißt du das?" fragte er drohend.

„Wie komisch du bist, wer soll es denn schon gesagt haben?" antwortete sie. „Rolf natürlich — gestern abend!"

„Rolf?" sprach Dieter, „Rolf? Gestern abend? Woher weiß er denn das? Ich hatte ihm das doch gar nicht sagen können."

„Schwester Gabiii", rief nun der Arzt aus dem Zimmer, „wo bleiben Sie denn?"

„Ich muß gehen, Dieter, und — vielen Dank für den Glückwunsch", verabschiedete sie sich. Komische Sache, dachte sie später, als sie dem Arzt zur Hand ging. Ob sich die beiden gestritten haben, vielleicht meinetwegen?

„Geben Sie doch Obacht, Schwester, Sie binden ja viel zu straff", herrscht sie der Arzt an. Dieter hat Rolf nichts von dem Geld gesagt, überlegte sie weiter. Und doch hat es Rolf gewußt? Dann hat es Dieter also doch gesagt und gibt es nur nicht zu? Aber auch Rolf war gestern abend so seltsam. Ob das Geld wieder da ist?, fragte sie sich. Sie rannte aus dem Zimmer und erreicht Dieter noch vor der Unterkunft des 1. Bataillons. „Sag mal", stieß sie, heftig atmend, hervor, „was ist denn mit Rolf? Hast du dein Geld wieder?"

Dieter blickte auf ihre kleine Brust, die sich schnell hob und senkte. Aber er hatte jetzt keinen Blick dafür. „Nein", sagte er, „das Geld ist nicht wieder da. R o l f hat es gestohlen. Das ist mir vorhin klargeworden, als ich mit dir gesprochen habe. Gestern, als er das Objekt verließ, konnte er den Diebstahl noch gar nicht bemerkt haben. Er war nämlich schon weg, als ich vom Sportplatz zurückkehrte."

Gabi sah gespannt auf seinen Mund. „Täuschst du dich auch nicht, Dieter?" Sie war blaß geworden. „Wenn Rolf, wenn

Rolf ... wirklich ein Dieb wäre, dann käme er ja vor den Staatsanwalt."
Sie weinte in ihr Taschentuch. Ein Soldat, der vorbeikam, lächelte. Er hatte ihr Gehabe anders gedeutet.
„Hast du es denn schon gemeldet?"
„Den Diebstahl? Nein, wie sollte ich es denn?"
Gabi packte den Gefreiten am Ärmel: „Laß es sein, Dieter, mir zuliebe, bitte, tue es nicht!" flehte sie.
Dieter schwankte. Hier stand das Mädchen, das er liebte, aber auch die Gabi, die ihn aufforderte, einen Dieb zu decken, welcher die elementarsten kameradschaftlichen Regeln mit den Füßen getreten hatte.
Gabi unterbrach ihn: „Vielleicht nimmst du das alles nur an? Vielleicht ist der Verdacht gegenüber Rolf vollkommen unbegründet?" drang sie in Dieter.
Der Soldat schüttelte den Kopf. „Es kommt noch einiges anderes hinzu: Rolf konnte an deinem Geburtstag gar kein Geld mehr gehabt haben. Ich hatte ihm einige Tage zuvor schon etwas geborgt!"
„Wir sollten ihn aber trotzdem fragen", bat Gabi.
„Aber heute noch!"
„Du meldest das also vorläufig nicht?"
„Nein!"
„Dann heute abend um acht Uhr bei mir. Bring Rolf mit!" sagte Gabi bestimmt. Sie hatte einen Plan.
Dieter wartete, bis die Kompanie vom Vormittagsdienst zurückkam. Als er den verschmutzten Rolf anhielt, bemerkte er die helle Röte, die in das Gesicht des anderen schoß. Er ist es ganz bestimmt, dachte er bei sich. „Du sollst heute abend um acht bei Gabi sein", sagte er. Rolf nickte mit dem Kopf.
Als Dieter bei Gabi eintraf, war Rolf schon da. Das Zimmer war verraucht. Rolf saß auf dem Couchende und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Gabi hatte sich an den Kachelofen gelehnt. Ihre Stimme zerriß die peinliche Stille im Raum. „Ich glaube, wir können uns ein Verhör ersparen", wandte sie sich an Dieter. „Rolf hat zugegeben, daß er das Geld entwendet hat. Es tut ihm sehr leid. Aber das kann er dir selbst sagen!"
Rolf wischte sich umständlich die feuchten Hände an dem Taschentuch ab, ehe er zu sprechen begann: „Ja, das stimmt, Rolf, ich habe das Geld genommen. Es war eigentlich keine böse Absicht dabei. Es war wie ein Wink des Schicksals. Ich hätte sonst Gabi kaum etwas schenken können. Da sah ich plötzlich deine Geldbörse zwischen den Betten. Da griff ich einfach zu!" Mit diesen Worten war er aufgestanden. Er nahm das Geld von dem Tisch, das Gabi für ihn zurechtgelegt hatte, und steckte es dem anderen zu. „Bitte, verzeih mir", würgte er wie ein guterzogenes Kind hervor.
„Was heißt verzeihen?" fragte Dieter. „Heißt das, daß nun alles wieder gut ist?"
„Du würdest u n s einen großen Gefallen tun", sagte nun Gabi. Ihre Lippen bebten.
„Du hast dich also für ... Rolf entschieden?" erwiderte Dieter.
„Ja, nimm es bitte nicht übel, Dieter." Dann hatte sie eine neue Idee, die heikle Sache aus der Welt zu schaffen. „Man hat doch schon vor hundert Jahren gestohlen, aber immer, wo es keinen Kläger gab, da gab es auch keinen Beklagten", gab sie zu bedenken.
„Ja, ich weiß", stimmte Dieter zu, „die Justicia aus Gips, die in jedem Gerichtssaal stand, hatte die Augen verbunden, genauso, wie du sie noch verbunden hast, Gabi. Überlege doch mal, was du sagst?"
Rolf kam ihr zu Hilfe: „Es hat keinen Zweck, Gabi, ihn umzustimmen. Dieter ist bei dir endgültig abgeblitzt und läßt nun seinen Ärger an mir aus!"
Gabi gebot ihm, zu schweigen. Sie fuhr mit der Fußspitze die Linien der kleinen Brücke entlang, die vor der Couch lag. „Nein, das glaube ich nicht, Dieter ist immer ein feiner Kerl gewesen", ergriff sie nun für diesen Partei.
Aber Dieter war noch nicht zu Ende: „Rolf will eine Liebesgeschichte daraus machen, betrogener Liebhaber usw. Aber das ist es nicht. Es geht um das Vertrauen, das in einer Kampfgemeinschaft bestehen muß. Wenn er das noch nicht begriffen hat, muß er eben dazu erzogen werden", sagte er fest. „Das weißt du selbst, Rolf, und das weißt auch du, Gabi!"
Rolf machte einen letzten Versuch, das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden. Er verlegte sich auf das Bitten: „Bedenke doch, Dieter! Ich wußte nicht, was ich tat, und ich will es auch nicht wieder ..." Dieter schnitt ihm das Wort ab: „Man muß immer wissen, was man tut, Rolf. Jeder Mensch muß das wissen, und ein Soldat erst recht!"
„Und was soll dann aus mir werden?" fragte Rolf.
Gabi legte ihre Hand auf seine Schulter: „Du bist nicht allein, Rolf, auch wenn du bestraft wirst. I c h werde dir weiter helfen, und ich denke, daß das Dieter auch tut?"
Dieter war aufgestanden, hatte Koppel und Mütze an sich genommen: „Ich habe bereits damit begonnen!"



Illustrationen: Paul Klimpke

Auf dem Küstenschutzschiff (u. B.) wetteifern die Matrosen im sozialistischen Wettbewerb unter ihrem Kommandanten, Kapitänleutnant Dembiany, um hohe Ausbildungsergebnisse, damit sie in jeder Stunde und zu jeder Zeit bereit sind, die Küsten unserer Republik zu schützen. Daß das Schiff den richtigen Kurs steuert, davon überzeugten sich Ernst Gebauer (Bild) und Manfred Berghold (Text).

Auf Du und Du mit Kreiselkompaß und Fahrtmesser

Ob der richtige Kurs schon anliegt?



Oberleutnant Hoffmann ist der Navigationsoffizier. Er ist Abiturient und dient bereits seit 1953 in den bewaffneten Kräften. U. B.: Mit dem Rechenschieber fühlt er sich in seinem Element.



Obermeister Kußmann fährt als Obersteuermann. Er hat Mechaniker gelernt und dient bereits vier Jahre. U. B.: Schnell und sicher bestimmt er mit den Sextanten den jeweiligen Schiffsort.

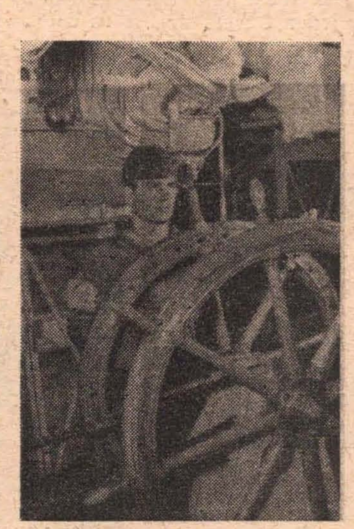


Maat Gieck fährt als E-Nautiker. Er hat Stahlschiffsbauer gelernt und dient bereits vier Jahre. U. B.: Unten im Schiffsbauch, nämlich am Kreiselkompaß, dort ist sein Platz, den er gut ausfüllt.

Sucht ihr im Lexikon unter dem Buchstaben „N" den Begriff Navigation, so werdet ihr da u. a. lesen: Die Kunst, ein Schiff nach den Regeln der Schiffahrtskunde nach bestimmten Orten zu steuern. Wir ließen es aber nicht beim Lexikon bewenden und gingen an Bord eines Küstenschutzschiffes, in den Gefechtsabschnitt I, um die Matrosen kennenzulernen, die mit dem Kreiselkompaß, dem Echolot, dem Fahrtmesser auf du und du stehen, die sich am Ruder und auf der Seekarte auskennen, als hätten sie zeit ihres Lebens nichts anderes getan. Der Hauptverantwortliche für die Navigation an Bord ist Oberleutnant Hoffmann, der Kommandeur des GA I, der in seiner freien Zeit gern den Volleyball nimmt oder in die Spikes schlüpft. Ihm zur Hand gehen der Obermeister Kußmann, der über beide Ohren in der gesellschaftlichen Arbeit steckt, der Maat Gieck, dessen Steckenpferd der Modellbau ist, und die Obermatrosen Schirmer und Gurk, die schon in der GST mit der Navigation, mit den E-nautischen Geräten Bekanntschaft schlossen und gern ihre Nase ins Buch stecken bzw. dem Handball nachjagen. Es ist ein kleines Kollektiv, in dem jeder ohne viel Aufhebens seinen Mann steht. Und es wird allerhand verlangt. Der Kommandant will wissen, welchen Standort das Schiff eingenommen hat, welche Entfernung es schon seit dem Auslaufen bei jedem Kurs zurückgelegt hat. Schließlich braucht er exakte navigatorische Unterlagen und Berechnungen im Gefecht, z. B. für die Artillerie- und Sperrgasten, wenn das Kampfkollektiv seines Schiffes bestehen will. So bemüht sich der Rudergänger, alle Schiffsmanöver genau auszuführen, wird die genaue Position bestimmt und vieles mehr. Daß dazu Ruhe, Wissen und Präzision gehören, braucht wohl nicht extra kommentiert zu werden. Und es versteht sich von selbst, daß jeder der Matrosen, deren flinke Augen über die komplizierten Geräte huschen, selbständig arbeiten muß, ohne daß jemand dahintersteht. Und so wundert es eigentlich nicht, wenn sie sich Anfang des Jahres einiges vornahmen, was ihnen selbst und dem ganzen Kollektiv des Schiffes zugute kommt. Sie pflegen und hegen ihre E-nautischen Geräte, fuhren keine Havarie, können den anderen in seiner Rolle vertreten und ähnliches mehr. Sie wetteifern mit den anderen Gefechtsabschnitten ihres Schiffes um die besten Ergebnisse in der Ausbildung und Erziehung und messen auch ihre Kräfte mit den Matrosen des Schwesterschiffes. Dabei konnten sie schon beachtliche Aktivposten buchen: Die Aufgaben bis B III absolvierten sie mit „ausgezeichnet". Und jeder kennt die Sorgen und Nöte des anderen, und jeder hilft, so gut er kann. Unter ihnen gibt es keine Schattenboxer, die den anderen nicht wehe tun, sondern jeder sagt seine Meinung. Alles notieren sie in ihrem Tagebuch, das heißt notierten sie, denn seit einiger Zeit gibt es keine Notizen mehr über das menschlich Bedeutsame im Leben ihres Kollektivs. Aber die aktuellen Notizen, Fragen und Antworten aller fünf ihres Kollektivs spielen auch ansonsten nicht mehr die Rolle, die ihnen gebührt. So sind die gemeinsamen Gespräche, Analysen des Dienstes usw. ein Opfer der sehr anstrengenden und zeitraubenden Arbeit geworden. Aber wie dem auch sei, soviel Zeit muß bleiben, wenn sich die Mühe des Jahres lohnen soll, wenn die Männer in der letzten Etappe des Wettbewerbs ihre Taten — und die werden konkret gemessen — in die Waagschale werfen wollen.

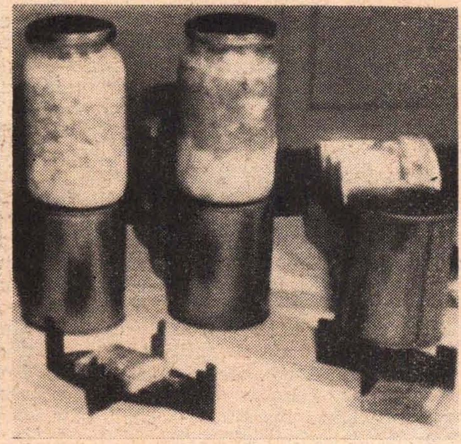


Obermatrose Schirmer fährt als Obersteuergast. Er ist Abiturient und dient bereits zwei Jahre. U. B.: Auf der Brücke, im Ruderraum, heißt es höllisch aufpassen. Er steht seinen Mann.



Obermatrose Gurk fährt als Rudergast. Er ist Abiturient und dient bereits zwei Jahre. U. B.: Komplizierte Geräte — ja, aber auch das Notruder will von geschickten Händen gemeistert sein.

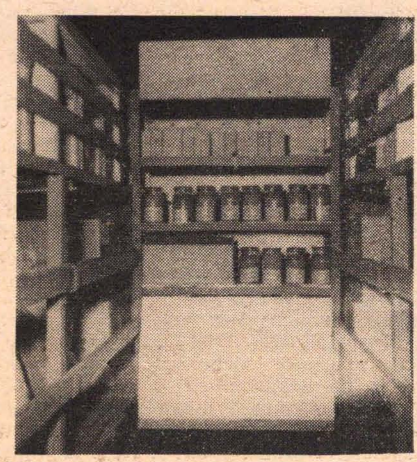




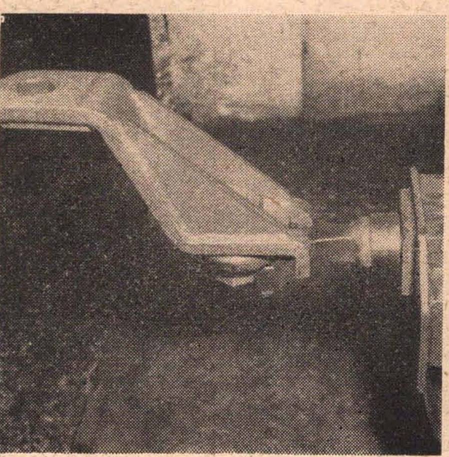
Brot, Butter, Wurst, alles auf die Faust. Der Soldat hatte seine liebe Not damit und die nicht nur beim Essen (links). Ist der Soldat längere Zeit auf sich allein angewiesen, muß er sich auch selbst versorgen können. Dazu dient der Verpflegungssatz „K". Der Soldat bekommt 400 g Dauergebäck, 200 g Fleisch, 80 g Schmalz, 4 Konzentratriegel kochfertige Suppe, 1 Teepreßling, Würfelzucker und Drops. Kocher, Trockenspiritus und Büchsenöffner vervollständigen seinen „Bedarf" (Mitte). Jetzt geht's schon besser. Und auf dem Kocher kann sich der Soldat überall, in jeder Situation, ganz allein sein Essen zubereiten. Im Kochgeschirr, aber auch in der geöffneten Büchse lassen sich die tafelfertigen Gerichte mundgerecht vorbereiten (rechts). Denn schließlich sollen auch die Soldaten eine warme Mahlzeit zu sich nehmen, die eben längere Zeit nicht von der Feldküche versorgt werden können.

Was über die Tischkante hinausgeht

Nach neuen Formen und Methoden suchen auch die Organe der Rückwärtigen Dienste, um noch schneller und qualifizierter die Beschlüsse der Partei in die Tat umzusetzen. Dabei gibt es immer dort gute Resultate, wo die Soldaten und Offiziere den Zusammenhang zwischen den politischen und ökonomischen Kampfzielen begreifen und wo im Meinungsstreit mit konkreten Argumenten unsere Aufgaben erläutert werden. Das bewies u. a. eine Beratung der Verpflegungsdienste im Dienstbereich Kunath. Hier zeigte es sich, wie die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere sich täglich bemühten und sich immer wieder Gedanken machten, um das System der Versorgung mit Verpflegung weiter zu verbessern, wie unter den Bedingungen der wirklichkeitsnahen Gefechtsausbildung der Soldat reichliche und qualitätsgerechte Nahrung bekommt, auch wenn das herkömmliche System der Feldküchen nicht benutzt werden kann. Die Genossen tauschten aber auch ihre Erfahrungen aus, wie man noch wirtschaftlicher Fleischwaren kauft und bearbeitet und die freiwerdenden finanziellen Mittel für die Aufbesserung der Gemeinschaftsverpflegung nutzen kann. Aber auch die Rationalisatoren und Erfinder hatten sich nicht auf den Lorbeeren ausgeruht. Findige Köpfe überlegten und dokumentierten an Ort und Stelle, wie man die komplizierten Aufgaben der Verpflegungsdienste unter wirklichkeitsnahen Bedingungen erleichtern kann. Gleichzeitig überlegten die Soldaten und Offiziere und bewiesen es auch, welche Anstrengungen noch erforderlich sind, um alle Reserven auszunutzen im Interesse der ökonomischen Wirtschaftsführung und größerer Erfolge beim Kampf gegen Verluste von Lebensmitteln. Alles in allem: Die Soldaten und Offiziere gaben ein Beispiel und trugen selbst dazu bei, um noch schneller die Gefechtsbereitschaft der Verpflegungsdienste zu erhöhen. Auch sie ringen darum, damit das Wort und die Beschlüsse der Partei nicht in den Wind gesprochen, sondern für jeden Gesetz sind.



Einen G 5 für den Transport und die Lagerung von Lebensmitteln statteten fleißige Hände im Dienstbereich aus, in dem Genosse Lopp für die Verpflegung verantwortlich zeichnet. Links und rechts oben werden kleine Abpackungen, Eimer sowie Brote und darunter größere Abpackungen untergebracht. In der Mitte können Büchsen und Gläser, die fest verschlossen sind, stehen. Vorn rechts ist noch Platz für eine Kiste mit Brennstoff für die Feldküche, und vorn links ist noch Raum, um die Waffen unterzubringen.


Daß die Rationalisatoren und Erfinder im Bereich der Rückwärtigen Dienste nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, zeigen ihre Resultate. Künftig gehört der Gummibehälter für Getränke (links) zur Ausstattung der Feldküche und ist für die Versorgung mit Getränken bis zum Soldaten bestimmt. Damit die Feldküche an jedes Kraftfahrzeug angehängt werden kann, bauten helle Köpte ein Zwischenstück zur Anhängevorrichtung (Mitte), um die verschiedenen Höhen auszugleichen. Und wenn es eben mit der Feldküche einmal nicht klappen sollte, dann weiß sich jeder Soldat zu helfen. Eine behelfsmäßige Kochstelle (rechts) tut's eben auch. Fotos: E. Gebauer (5); Archiv (2)

... an HBS:



Gerät klar zum Ausbringen

Von den Sperrgasten auf einem MLR-Schiff berichten unsere Reporter E. Gebauer (Bild) und M. Berghold (Text)



Er weiß, wozu er sie hat, seine Hände. Jede Faser seiner Muskeln scheint gestrafft. Die Anstrengungen zeichnen sein Gesicht. Der Schweiß brennt in den Augen, und die Haare kleben unter der Mütze. Der 20jährige Obermatrose Krause muß zupacken, denn das Kabel zerrt an den Armen.

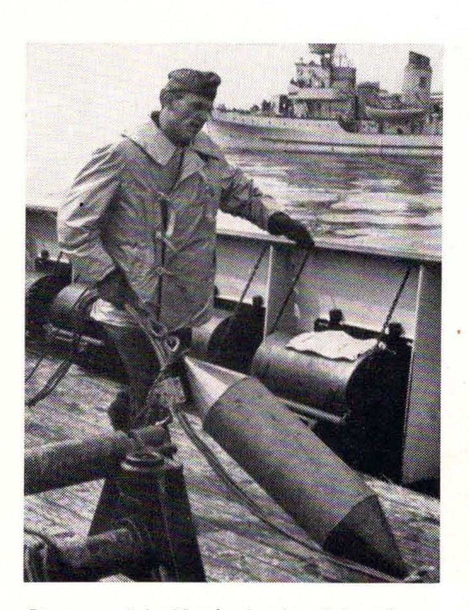
Sie können ein Lied davon singen, die Sperrgasten um Meister Staude: Ob das Schiff ruhig seinen Kurs zieht oder schwer hin und her rollt, ob die Sonne die Planken erwärmt oder der Regen sie zur Rutschbahn macht; man sieht es an ihren starken und geschickten Händen, deren Haut von Wind und Wetter gegerbt scheint, sie sind mit Leib und Seele dabei. Tage-, oft wochenlang stampft ihr Schiff durch die See, zieht hinter dem Heck gradlinig das schaumige Kielwasser. Es gibt keine Ruhe, die Männer stehen immer auf dem Sprung, sie passen auf wie die Schießhunde. Keiner, außer den diensthabenden Maschinisten, darf unter Deck. Die Kojen der Freiwache sind verwaist. Beim Essen gibt es kein langes Verweilen. Die Männer in den Schwimmwesten stehen immer auf ihren Stationen. Auf dem Signaldeck, hoch über ihren Köpfen flattert Wimpel 1, hängt der Ankerball. Sie fahren mit Gerät, sind manöverbehindert. Und das ist nicht ganz ohne. Sie haben nicht das große Los gezogen, das kleine Kollektiv um Meister Staude, das auf einem MLR-Schiff fährt. Sie räumen in minengefährdeten Gebieten, damit endlich, heute 15 Jahre nach dem Kriege, auch dort die Handels- und Passagierschiffe sicher ihren Weg ziehen können. Natürlich würden auch sie gern öfter an Land gehen, vielleicht ins Kino, in dem sie schon seit Wochen nicht mehr waren. Natürlich sehnen sich Obermaat Klinge und Obermatrose Kuller nach ihren Fußballstiefeln und der braunen Lederkugel. Natürlich würden die anderen auch gern einmal mit dem Kutter die Küste entlangsegeln. Aber deshalb klagen, das tut keiner. Sie verstehen sich ohne viele Worte. Diese Matrosen machen kein großes Trara um ihre Arbeit, aber sie suchen jeden Tag, wie es noch zügiger vorangeht. Deshalb beschlossen sie auch, nach dem Prädikat „Bester Gefechtsabschnitt" zu greifen. Und es ist eine alte Weste: Im Kollektiv geht's besser, schneller. So notierten sie in ihrem Programm: alle Aufgaben mit guten und ausgezeichneten Ergebnissen zu absolvieren, sich gegenseitig zu helfen und mit Kritik und Selbstkritik nicht zu sparen, sich militärpolitisch zu bilden und die nächsthöhere Qualifikation zu meistern; die Geräte in ihrem Gefechtsabschnitt in persönliche Pflege zu nehmen. Daß sie alle im FDJ-Schuljahr lernen und das Sportabzeichen tragen, versteht sich von selbst. Und es brennt ihnen auf den Nägeln, sie nehmen die Dinge beim Schopfe, die guten wie die schlechten. Sie verstehen ihr Handwerk, die Männer vom Sperrabschnitt, der Meister Staude, der Obermaat Klinge und die Obermatrosen Hill, Micheel, Kuller, Neumann, Krause. Jeder steht für den anderen. Und wenn der Sperrmeister an den Hauptbefehlsstand (HBS) meldet: „Gerät klar zum Ausbringen", weiß der Kommandant, das Kollektiv ist bereit, auf die Matrosen kannst du dich verlassen. Und wenn der Sperrmeister am Abend dann, wenn das Schiff vor Reede liegt, mit den Matrosen auf dem Achterdeck sitzt und das Für und Wider des Tages noch einmal vor aller Augen abrollt, spricht jeder frei von der Leber weg. Sie lieben es nicht, sich gegenseitig Mätzchen vorzumachen, wenn einer einmal über das Ziel hinausschießt. Und es hat ihrer kleinen Kampfgemeinschaft noch nie geschadet, ob an Bord, an der Pier oder in den wenigen freien Stunden, wenn sich der eine oder andere die Kritik hinter den Spiegel stecken mußte. Wie oft auf ihrem Schiff haben sie sich mühevoll durch die engen Luken gezwängt, wie oft haben sie nach der Treppenstufe getastet, aber immer haben sie die gute Laune behalten. Vor der Gefahr, der sie täglich ins Auge schauen, ziehen sie den Kopf nicht ein, sie wollen Herr sein über die Gefahr.



Genosse Staude, der Sperrmeister des Schiffes, meldet an den Hauptbefehlsstand (HBS): „Gerät klar zum Ausbringen". Der kleine, drahtige Meister, der schon zwei Jahre in dieser Rolle fährt, versteht sein Handwerk. Er weiß aber auch: Auf meine Gasten ist Verlaß, sie sind eingespielt, jeder Handgriff sitzt, da gibt es kein Zögern, jedem meiner Befehle folgt die Tat.



Damit die Kabel zusammenbleiben und die sichere Stromführung gewährleistet ist, wird schnell noch eine schadhafte Manschette erneuert. Obermaat Klinge, der ansonsten die zweite Wache im Sperrabschnitt fährt, legt selbst mit Hand an. Denn jetzt ist jede Minute kostbar, wenn die Norm geschafft werden soll, die für das Ausbringen des Gerätes notiert ist.



Steuer- und backbords, in den Seitengängen sind die Elektronen klar, Schwimmstander und Tragebojen sind mit ihnen verbunden. Obermatrose Kuller, ein Hüne von Gestalt, und auch die anderen Mannen müssen jetzt die Sekunden nutzen. Dabei bewährt sich das eingespielte Kollektiv, da jeder weiß, wo er anpacken muß, ohne den anderen zu gefährden.



Und dann ist es soweit. Stabsmatrose Neumann legt sich als letzter ins Zeug. Dann ist das Gerät ausgebracht. Schon meldet der Sperrmeister an den HBS: „Gerät klar zum Einschalten". Verstohlen wischen sich die Matrosen über die Gesichter, auf denen die Schweißtropfen stehen. Wenn es auch keiner ausspricht: Das Kollektiv hat sich wieder bewährt.

Ruhig zieht das MLR-Schiff seinen Räumkurs. Gleichmäßig stampfen die Motoren, monoton summen die Aggregate, leicht kräuselt die See an der Spurboje des Gerätes. Die erste Wache fährt Obermatrose Krause. Er nimmt ab und zu das Glas vor die Augen und beobachtet das Gerät. Im Navigationsabschnitt füllen sich die Spalten des Räumtagebuches.



Das Gerät ist bis zur zweiten Elektrone zu Wasser gebracht. Jetzt sind die Gasten an Steuerbord an der Reihe. Obermatrose Micheel, der 21jährige Rohrschlosser aus Binz, dessen schwarze Locken unter der Mütze hervorquellen, legt jetzt Hand an, und eine Trageboje nach der anderen verschwindet in der leicht bewegten See hinter dem Heck des Schiffes.

Das war schön und angenehm und entsprach unseren Wünschen, sagten die Jungen und Mädchen, und unsere Reporter E. Gebauer (Bild) und M. Berghold (Text) sahen:

Jeder ritt sein Steckenpferd



Wenn auch in dem Personenzug, der unsere Jugendfreunde nach Grüneberg brachte, Männlein und Weiblein ob der Hitze und der Fülle in den Waggons nach Ozon japsten, was macht's – bei Gesang und Musik verging die Zeit im Fluge. Und daß der Soldat sein Handwerk verstand, war nicht nur auf den Gesichtern der Jugendfreunde zu lesen, sondern auch so manche Schöne lächelte, und auch Opa und Oma schmunzelten, wenn ein junges Talent sich hier dem Publikum stellte.

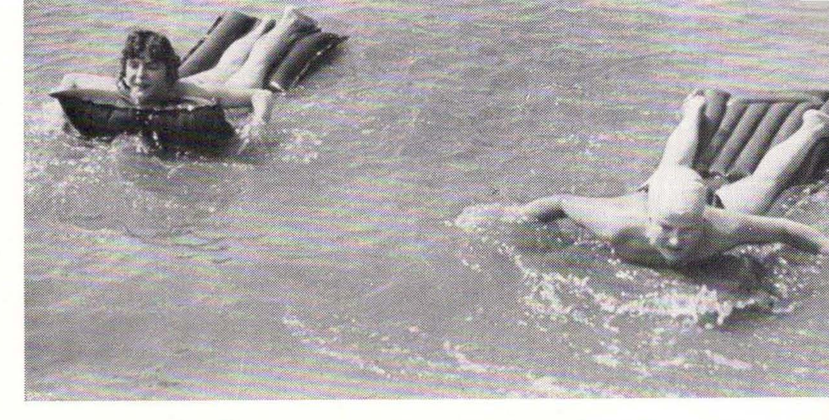


Mit dem Kompaß mußte man schon umgehen können, wollte man bei diesem zünftigen Geländespiel ein Wort mitreden. Denn jede Gruppe bekam ihre Marschzahlen, lief bestimmte Punkte an, wo es für jeden allerhand zu tun gab. Und wer sich verfranzte, war von vornherein gehandikapt.

Bei 30 Grad im Schatten war natürlich das Wasser im Dreetz-See das gesuchte Element. Sowohl Marlies, hier als fliegender Fisch, als auch den Freunden, die sich an den Händen hielten und das Mädchen in die Luft wirbelten, machte die Sache riesigen Spaß. Aber dabei blieb's nicht. Springen, schwimmen, tauchen, wer ist der Beste, wer ist der Schnellste? Und wer ist da nicht von der Partie? Das ist schön? Dafür lohnt es sich schon, seine freien Stunden zu opfern.



Bei Gesang, Sport und Spiel wetteiferten die Gruppen am Sonntagmorgen zwischen den Zelten endgültig um den Sieger des Geländespiels. Manche Lachsalve donnerte über den See. Als die Mannen um Unteroffizier Wylezol den Präsentkarton (in Ermangelung eines Korbes) in den Händen hielten, war das Hallo groß.

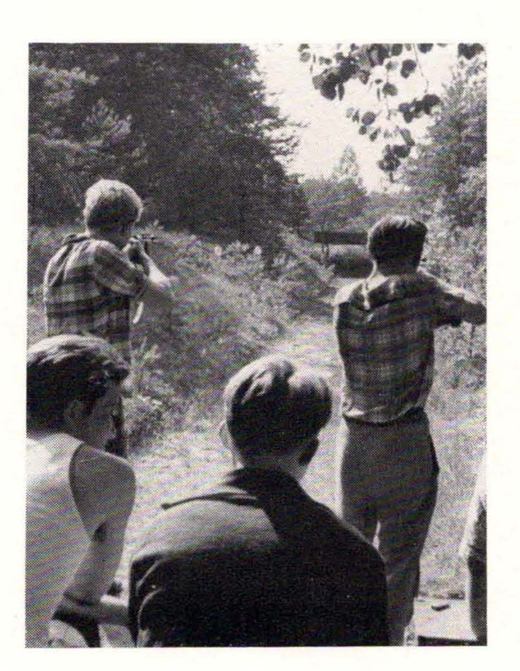


Aber auch auf dem Wasser war noch was zu gewinnen. Auf Luftmatratzen paddelten die Freunde auf dem See über eine durch bunte Luftballons markierte Distanz. Dem Sieger winkten Bonbons und Zigaretten. Unter den Ovationen der Zuschauer zeigten Jungen und Mädchen ihr Können und gaben ihr Letztes.

An einem Sonnabend war es dann soweit. Auf dem Bahnhof standen Jungen und Mädchen, den Campingbeutel auf dem Rücken, die Gitarre in der Hand. Auf dem Bahnhof standen auch Soldaten in ihren Uniformen, den Rucksack und das Schifferklavier bei Fuß. Es schien, als ob beide Gruppen zusammengehörten, und so war es dann auch. Der Schlachtenplan war schon Wochen vorher gemeinsam von den Funktionären der Kreisleitung der FDJ und dem Sekretär des Truppenteils, Oberleutnant Schlicht, genügend erörtert worden. Und Petrus meinte es an diesem Tage gut, bald zu gut, und man machte sich auf die Socken, zunächst aber per Achse auf die Eisenbahn. In den Abteilen ging es bald hoch her. Musik und Gesang sorgten für den nötigen Schwung, und die wenigen Kilometer bis Grüneberg vergingen wie im Fluge. Vor diesem Bahnhof gab es dann bei einigen lange Gesichter, als sie in ihre Trainingsanzüge schlüpften und das Kofferradio mit dem Kompaß vertauschten. Aber bald zogen die Gruppen die Straße entlang, nachdem sie ihre Marschrichtung ermittelt hatten, und verschwanden im Dorf, um hinter den Bahnschienen auf den Feldwegen wieder aufzutauchen. Dann sahen wir die ersten Freunde schon auf dem Feld, das zugleich ihre erste Station war, Garbe für Garbe wurde aufgerichtet. Man mußte schon kräftig zupacken, denn 30 Puppen wollten aufgestellt sein. Schmunzelnd stand der LPG-Vorsitzende am Feldrain, der mit seinem Moped herausgekommen war und in einem Briefumschlag die nächsten Aufgaben für die einzelnen Gruppen parat hielt. Wenig später knobelten die Freunde, nicht ganz ohne Schweißtropfen auf der Stirn, an sieben Fragen. Hand aufs Herz: mancher fühlte sich im stillen bei dem Gedanken ertappt: Warum hast du bloß die Zeitung wieder nicht gelesen! Und mit Mogeln war eben nichts drin. Aber schließlich knackten sie auch die harte Nuß, nämlich die Preisaufgabe aus „Junge Generation" Nr. 14. Ähnlich war es dann auch beim Schießen. Entweder der Luftballon zerbarst, oder es raschelten nur die Blätter, weil die kleine Bleikugel nicht den Weg nahm, den der Schütze gerne wünschte. Schließlich fanden sich wieder alle Gruppen ein, und die Freunde orakelten, wie sie wohl am besten in das Zeltlager unmittelbar am Dreetz-See kämen, das da zwischen Schilf und Gebüsch lag, um dort auf dem Bootssteg ihre Fahne aufzupflanzen. Und die Zeltbewohner hatten sich allerhand ausgedacht. Aber schließlich siegten doch die findigen Freunde, die gerade dort auftauchten, wo sie keiner vermutete. Als dann beide Parteien sich friedlich im See der wohlverdienten Abkühlung hingaben, verschwand auch schon die Sonne hinter den Wipfeln des Waldes. Aber damit nicht genug. Warum sollte der Abend nicht bei Tanz und Spiel verbracht werden; schön und abwechslungsreich und zugleich bildend. Aber leider verstand man es nicht, aus einem allgemeinen Schwof in der Dorfgaststätte einen netten geselligen Abend, wo natürlich viel getanzt wird, mit Spielen und Scherzen zu organisieren. Damit fiel ein bitterer Tropfen in das ansonsten gut gemixte Getränk zum Wochenende. Und als sich schließlich die Freunde am Sonntagmorgen aus ihren Decken rollten, sich zwischen die Zelte auf den Rasen setzten und in die Sonne blinzelten, um mit ihrem kleinen Kulturprogramm untereinander zu wetteifern (jede Gruppe hatte am Vortage dazu den Auftrag bekommen) spürte man doch den Bier- und Nikotinkonsum der verflossenen Nacht. Und so fiel manche Idee, manches Spiel dem wenig sinnvoll verbrachten Abend zum Opfer. Und daß es tatsächlich auch andere Wege gibt, zeigten die Funktionäre anschließend bei Sport und Spiel auf dem Rasen und im Wasser, wo die Jungen und Mädchen ganz bei der Sache waren und ihnen das Mittagessen, Erbsen mit Speck aus der Feldküche, doppelt mundete und der Koch sich des Lobes kaum erwehren konnte. Und so wollen wir nur sagen (obwohl es an Bremsern, besonders im Artilleriestab des Truppenteils nicht fehlte, die sieben Jugendfreunde für das Wochenende in den Feuerlöschzug kommandierten, obwohl ihnen die Maßnahme der 120-mm-Batterie Wochen vorher bekannt war), ein Schritt nach vorn war es doch, die Jungen und Mädchen hatten etwas in petto.



Flinke Hände waren in den Gruppen auf dem Feld gefragt, als es galt, so schnell und so gut es jeder kann, 30 Puppen aufzustellen. Natürlich schmunzelte der LPG-Vorsitzende, als er die Arbeit begutachtete und jeder Gruppe einen Briefumschlag übergab, in dem die nächste Uberraschung ihrer harrte.

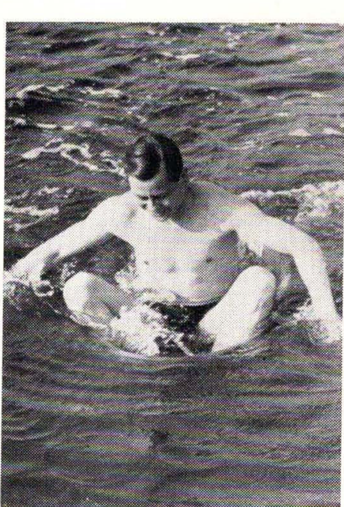


Ein scharfes Auge und ruhige Hände mußten die Freunde auf den Schießstand mitbringen. Jeder bekam 3 Schuß und mußte Luftballons abschießen, die an einer Schnur lustig baumelten. Und unsere Soldaten mußten sich oft davon überzeugen, daß die Freunde von der Werkbank auch zielen können.

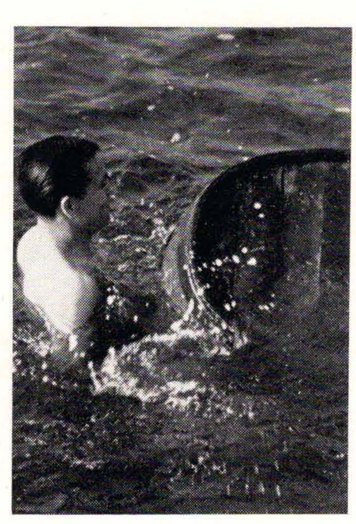


Schließlich erreichten die Gruppen das Lager. Aber die Insassen waren auch nicht faul. Aus dem Bootssteg verschwanden einige Bretter, und die Falle wurde geschickt mit Dachpappe getarnt. Was wundert's, wenn einige „Angreifer" dann in voller Garnitur ein Bad nahmen.

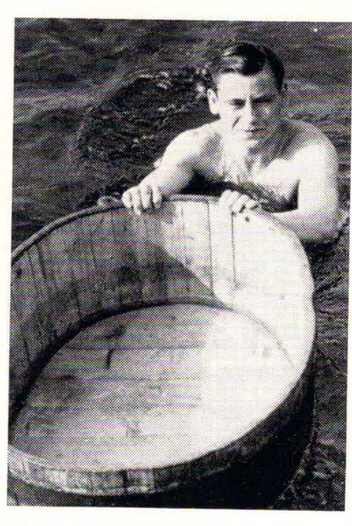
Weit, weit ins Binnenland begeben mußte sich diesmal seine Wässerlichkeit, Neptun III., bis hinunter zum Eislebener Gebiet, wo der Süße See einen zartblauen Tupfen auf die erdfarbene Landkarte zaubert. Umgeben von seinen furchterregenden Henkersknechten, den beiden Meerjungfrauen, Medizinmann und Barbier, näherte er sich an einem lauen Sommerabend bei loderndem Fakkelschein und wild zuckenden Blitzen den reizvollen Gestaden des Volksbades Seeburg, wo die Sportgruppe Schiller der Nationalen Volksarmee gemeinsam mit der Bevölkerung des kleinen Dorfes ein spritziges, munteres Neptunfest feierte. Mit Jubel, Trubel, Heiterkeit wurde der Herrscher aller Meere, Flüsse und Seen von den Erdenbewohnern willkommen geheißen. Ein denkwürdiger Tag! Vor allem für jene, denen Neptun feierlich seine Orden überreichte – den Orden zum rollenden Hugo für Kanonier Kunz und den Vielfraß-Orden für Kanonier Hutter. Vielbestaunter Höhepunkt jedoch war das turbulente Taufzeremoniell, mit dem die Täuflinge in das Gefolge Neptuns aufgenommen wurden. Nachdem sie vom Medizinmann den edlen Weinbrand-Hienfong-Baldrian-Trank verabreicht bekommen hatten und vom Barbier mit einem riesigen Kübel Fewa-Schaum eingeseift worden waren, übereignete sie Neptun unter feierlicher Verlesung der Taufurkunde seinen zähnefletschenden Henkersknechten, die jeden nach Gebühr mit dem nassen Element bekannt machten. So erhielt auch Nelly, die Eisente – alias Kanonier Dietrich Thamm – Namen und Taufe (Bild links), ein Ereignis, das ihn bewog, sogleich mit den Meerjungfrauen anzubändeln.



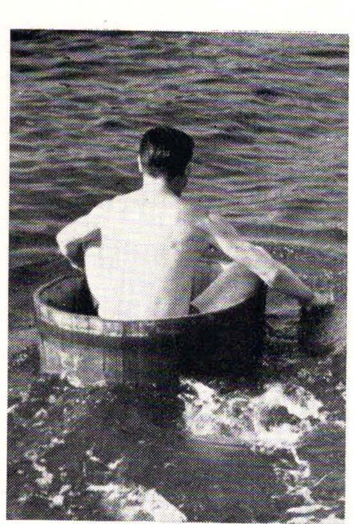
Badewannenrennen: „Det Ding gluckert ja immer wieda ab!"



„So'n Quark, jetzt bin ick tatsächlich baden jejangen."



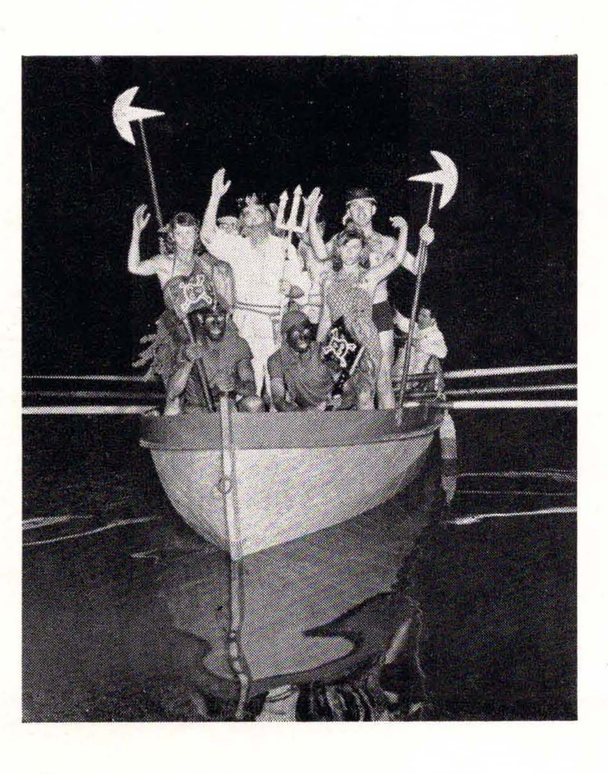
„Am besten, man schiebt den Apparat. Viel praktischer!"



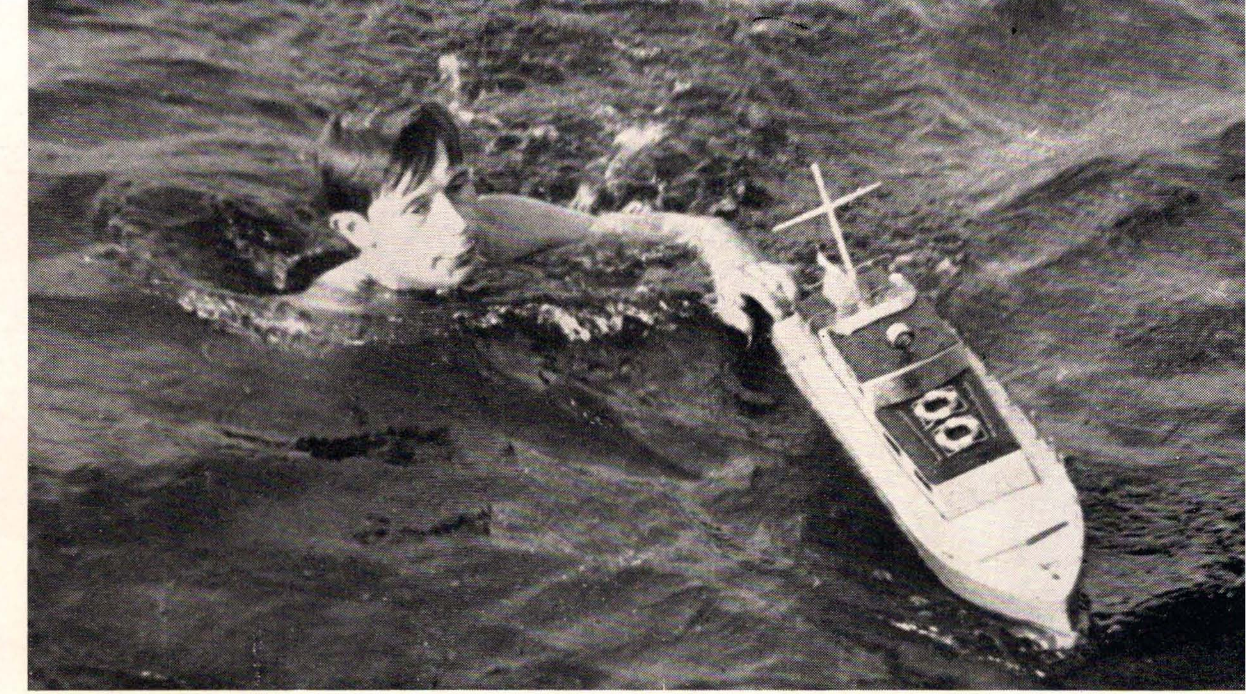
„Endlich hat's jeklappt. Nun aber nischt wie hinterher!"

Neptun hielt nächtlichen Appell

Von einem Neptunfest berichten E. Gebauer (Bild) und K. H. Freitag (Text)



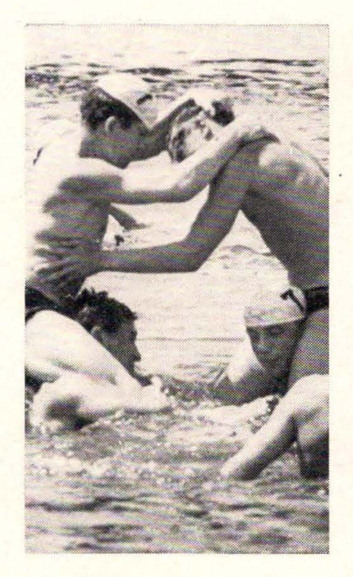
WASSEREXERZIEREN nennt man das (Bild unten), denn alle Formveränderungen, die wir sonst vom Kasernenhof her kennen, werden hier mit gewandten Schwimmbewegungen ausgeführt. Da steckt Training hinter, zumal sieben Genossen Anfang dieses Jahres überhaupt noch nicht schwimmen konnten.

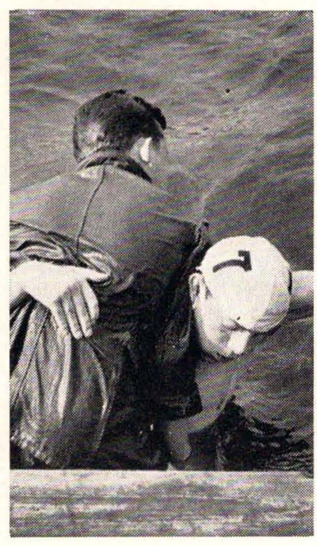


FUNKFERNGESTEUERT wird dieses schnittige Moto:boot (Bild rechts), das der 19jährige Kanonier Wolfgang Paul in seinen Mußestunden selbst gebastelt hat. Sein Modellbauzirkel, er steht unter der fachlichen Anleitung des Diplomingenieurs E.ich Friebe von der GST, umfaßt acht Genossen und beschäftigt sich vorwiegend mit Fesselflugmodellen, von denen hier in Seeburg ebenfalls einige dem Publikum vorgeführt wurden. Daß es zweimal Bruch gab, war nicht Schuld der fleißigen Bastler.



UND DANN KAM DER KAYSER – der Unterleutnant, der hat uns gezeigt, wie man richtig Sport treibt... – So singt es die rührige Sport-Agitprop-Gruppe, denn so war es auch. Als der 24jährige Beowulf Kayser (Bild oben) in die Einheit Schiller kam, da änderte sich so manches, vor allem im Sport. Er war der Initiator des ersten Massentischtennisturniers, mit dem der eigentliche Aufstieg der Sportgruppe begann. Dann ging es Schlag auf Schlag: Ein eigener Spielbetrieb im Volleyball wurde entwickelt, regelmäßig der Sportnachmittag veranstaltet, für das Sportabzeichen trainiert, Schwimmen gelernt usw. usw. Dem energiegeladenen Fernsprech-Zugführer ist es maßgeblich zu verdanken, daß die Sportgruppe Schiller beste der Armee wurde.





EINE BUNTE PALETTE bekam Neptun III. bei seinem Besuch an den Gestaden des Süßen Sees präsentiert: Lustige Reiterkämpfe im Wasser (oben links), Streckentauchen, Staffelwettbewerbe, Kleider- und Rettungsschwimmen (oben rechts), ferner ein Tanzvergnügen unter freiem Himmel (unten links), Frühschoppen und große Ring-frei-Sendung, bei der Siegfried Hübner von der GST eine spannende Angel-Reportage gab (unten rechts). Der zufällig vorbeikommende Immo Kelzo war so begeistert, daß er dablieb, sich nachts in eine Decke rollte, auch noch die Veranstaltungen des Sonntag besuchte – und im Herbst Soldat der Nationalen Volksarmee wird.





Früchte der Spartakiade

AR-Mitarbeiter Veroslav Pek berichtet aus Prag

Kaum einer, der in diesen Tagen seine Blicke nicht nach Rom wendet. Olympia hat zum siebzehnten Male gerufen, und alle, alle sind gekommen. Und dennoch — ein olympisches Fest ist eigentlich schon seit Monaten vorbei, die Olympischen Spiele des Massensports in Gestalt der II. Gesamtstaatlichen Spartakiade der CSSR. So etwas hatte die Welt bis dahin noch nicht gesehen. Alle Ausländer, die in Prag dabeiwaren, bestätigten es: Ein Riesenerfolg! Ja, manche konnten es partout nicht begreifen, wie es möglich ist, solch eine Masse Menschen zu Tausenden und Zehntausenden einheitlich auftreten zu lassen.

Zu denen, die den meisten Beifall einheimsten, gehörten auch die Genossen der tschechoslowakischen Volksarmee. Mehr als 20 000 Soldaten zeigten ihre gymnastischen Fähigkeiten, ihren Mut und ihre Gewandtheit in den turnerischen Freiübungen, und rund 3000 bei einer Massenübung an 272 Sprungtischen. Viele Zuschauer sagten gerade dazu: „Das müssen doch schon perfekte, lang ausgebildete Turner sein. Gibt es denn in unserer Armee überhaupt so viele?"

Die Frage ist nicht unberechtigt. Man konnte wirklich erstklassige turnerische Leistungen bei allen Soldaten sehen. Und dennoch sind diese Genossen nicht als fix und fertige Turner in die Armee gekommen. Eine Umfrage ergab, daß von den 3000 Soldaten nur 104 vor ihrer Armeezeit jemals etwas mit dem Geräteturnen und speziell mit dem Sprungtisch zu tun hatten. Alles, was hier im Strahov-Stadion dargeboten wurde, ist aus harter, zielbewußter Arbeit während der Armee-Dienstzeit dieser Genossen entstanden. Manche von ihnen konnten vor ein, zwei Jahren noch nicht mal einen Purzelbaum schlagen, geschweige denn sich richtig und sicher am Gerät bewegen. Durch die Körperertüchtigung in der Volksarmee jedoch wurden sie innerhalb einer relativ kurzen Zeit zu echten Repräsentanten unserer Sportbewegung.

Das Wichtigste aber ereignete sich gegen Schluß der Spartakiade, nicht im riesigen Strahov-Stadion, sondern am Stadtrand von Prag, im Zeltlager der Sprungtisch-Turner. In einer Parteiversammlung wertete man das Ergebnis der Massenübung aus. Und einer fing damit an: „... der größte Erfolg jedoch kommt erst dann, wenn wir auch nach der Spartakiade dem Sport und dem Turnen treu bleiben. Nicht allein während der Armee-Dienstzeit, sondern auch nachher im Zivilleben!"

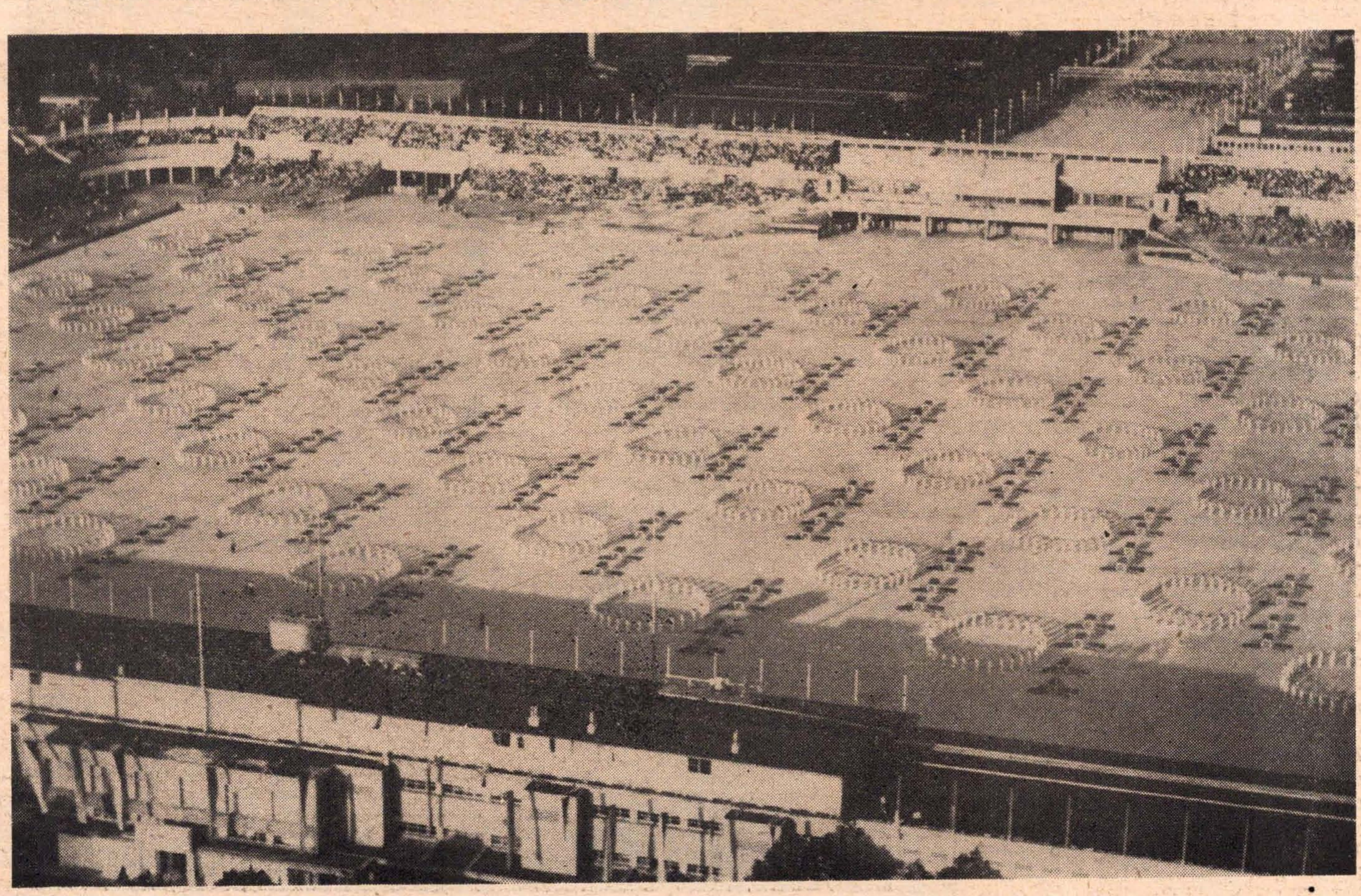
Ein anderer fuhr fort: „... schon richtig, aber wir müßten das konkret festlegen!" Niemand war da, der sich gegen diesen Vorschlag gewandt hätte. Und so konnte man am nächsten Tag in den Zeitungen folgende Meldung lesen: „Von den Sprungtisch-Turnern der Volksarmee, deren eindrucksvolle Massenübung wir gestern im Strahov-Stadion sahen, haben sich über 70 Prozent verpflichtet, nach Beendigung ihrer Dienstzeit als Gymnastikinstrukteure in zivilen Sportgemeinschaften zu arbeiten. Damit erhält unsere Sportbewegung mehr als 2000 neue Übungsleiter, Instrukteure und aktive Mitarbeiter.

Diese Nachricht schlug überall wie eine Bombe ein, was sich besonders beim letzten Auftreten dieser Soldaten im Strahov-Stadion zeigte. Alles, was Hände hatte, klatschte, jubelte, applaudierte unseren Soldaten zu, brachte ihnen für diesen Beschluß stürmische Ovationen dar.

Und trotzdem waren das nicht die einzigen Früchte der Spartakiade, denn viele, viele Genossen des zweiten Übungsverbandes der tschechoslowakischen Volksarmee — er umfaßte immerhin 20 000 Soldaten — schlossen sich noch während ihrer Rückfahrt zu den Einheiten und Truppenteilen dieser Initiative an, sandten Telegramme, Resolutionen, Briefe ...

So haben die Genossen der tschechoslowakischen Volksarmee nicht nur durch ihre gymnastisch-turnerischen Leistungen während der Tage der Spartakiade, sondern noch viel mehr durch diesen Entschluß einen weiteren Grundstein für den schnellen Wuchs unserer sozialistischen Volkssportbewegung gelegt.

Die Sprungtischturner der tschechoslowakischen Volksarmee (Bild unten) — mehr als 70 Prozent von ihnen werden nach Beendigung ihrer Dienstzeit in den Sportgemeinschaften der CSSR als Gymnastik-Instrukteure arbeiten. Foto: E. Para



Kreuz auf Sizilien



Rom, die Apenninenhalbinsel an den blauen Fluten des adriatischen Meeres, Italien — dahin richten sich in diesen Tagen die Blicke der gesamten Sportwelt. Am 25. August ertönte hier im römischen Forum Olympico zum ersten Male das helle Fanfarensignal der XVII. Olympischen Sommerspiele 1960. Wieder stehen sich die besten Athleten aus allen fünf Erdteilen im fairen sportlichen Wettstreit gegenüber — wie schon 1956 im australischen Melbourne, wie einst 1896 im griechischen Athen und wie auch 1936 in Berlin. Unsere Geschichte blendet in diese Zeit zurück. Noch einmal ersteht vor unseren Augen jener nervenaufreibende Zweikampf in der Weitsprungentscheidung zwischen dem berühmten Negersprinter Jesse Owens und dem deutschen Studenten Luz Long, der von einer wahrhaft großen Sportfreundschaft getragen war und an den heute nur noch eine schlichte Tafel am Marathontor des Olympiastadions in Westberlin erinnert — und ein schmuckloses Holzkreuz auf Sizilien, einer Insel jenes Landes, in dem sich jetzt wieder die Jugend der Welt zum olympischen Fest des Sports, des Friedens und der Völkerfreundschaft zusammengefunden hat. Unsere Geschichte ist keine trockene Historie. Sie ist vielmehr brennend aktuell, weil sie bis in die unmittelbare deutsche Gegenwart, bis ins Herz unserer gespaltenen Hauptstadt Berlin hineinreicht und uns gerade in den Tagen des bunten olympischen Geschehens eine Mahnung, eine Verpflichtung auferlegt, derer wir immer und allerorten gedenken sollten.

Olympische Spiele 1936 in Berlin. Girlanden an den Häusern, Hakenkreuzfahnen an den Masten, vielsprachiges Stimmengewirr in den Straßen, Andrang in den Verkehrsmitteln, ein endloser Zug von Schaulustigen strömt zum Olympiastadion — die Jugend der Welt kämpft auf ziegelroter Aschenbahn, auf grünem Rasen.

• Die Nazis haben das Mäntelchen der Sportfreundschaft und der Friedensliebe um ihren waffenklirrenden Leib gehängt. Im olympischen Dorf am Westrand Berlins haben die besten Athleten aus Amerika, Mexiko, Frankreich, Argentinien, England wie auch Deutschland Quartier bezogen. Hier dominiert die echte Sportfreundschaft, kameradschaftliches Verstehen, gegenseitiges Helfen, offener Gedankenaustausch — die ganze große Skala humanistischen Ideengutes, wahrhaft olympischen Geistes. Indessen jedoch werden in Buchenwald unschuldige Menschen durch die eisernen Lagertore getrieben, sinken in Ravensbrück wehrlose Frauen blutüberströmt zusammen, geht das Morden im Deutschland Hitlers unvermindert weiter ...

Es ist ein früher Vormittag, ein neuer Wettkampftag ist angebrochen. Startschüsse hallen durch das steinerne Rund, die schwarzen Zeiger der Stoppuhren beginnen ihren zuckenden Weg. Athleten stürmen in wildem Lauf über die Aschenbahn, heben sich in kühnem Sprung über die Latten, vollführen im eisernen Ring ihren Diskustanz, Speere schwirren durch die Luft und bleiben mit zitterndem Schaft im Rasen stecken. Stumm und verbissen ist auch der Kampf an der Weitsprunggrube. Fünfundvierzig Springer haben sich hier versammelt. Darum hatte man die Qualifikationsweite auch auf 7,14 m hinaufgeschraubt. Nur wer das schafft, darf am Vorkampf teilnehmen.

Mit gespanntem Blick verfolgt Luz Long die einzelnen Sprünge. Er hat Glück gehabt bei der Auslosung: Er springt fast als Letzter. Jetzt sind seine Kameraden an der Reihe — Bäumle ... er schafft es! Leichum ... auch er! Einfach wunderbar! Und da es ihm auch beim zweiten Versuch gelingt, die Qualifikationsweite zu überspringen, sind sie nunmehr drei Deutsche, die den Kampf gegen die starken Amerikaner Owens, Clark und Brooks aufnehmen können.

Wenige Stunden der Ruhe, dann stehen sie erneut vor der Sandgrube im großen Stadion. Luz Long weiß, wer sein großer Rivale ist, und ihn beherrscht nur ein Gedanke — mithalten mit Jesse Owens, dem schwarzen Athleten aus USA.

Der Kampf beginnt. Springer auf Springer jagt mit wirbelnden Beinen über den schmalen Anlauf, hebt ab, kurzer Flug durch die Luft, und tief sinken die Beine in den weichen Sand der Sprunggrube.

Erster Durchgang: Jesse Owens — 7,74 m, neuer Olympischer Rekord. Der Japaner Tajima schafft 7,65 m, Luz Long 7,54 m, Maffei aus Italien 7,50 m. Bäumle kommt auf 7,32 m und Leichum — wie schade, er ist übergetreten.

Weiter geht der Kampf. Jesse Owens steigert sich. Nach dem zweiten Durchgang liegt er mit 7,87 m weit in Führung und auch der Amerikaner Clark kann zunächst Luz Long mit einem Sprung von 7,65 m überflügeln. Der deutsche Student nimmt den dritten Platz ein. Doch dann schafft er unter dem Beifall der Zuschauer, die immer aufmerksamer die Geschehnisse an der Sprunggrube verfolgen, 7,74 m. Mit Leichum will es nicht recht klappen. Zweimal ist er schon übergetreten, und er muß mindestens 7,50 m springen, will er in die Entscheidung kommen. Luz Long geht zu seinem Kameraden, beruhigt ihn, klopft ihm auf die Schulter, gibt ihm neuen Mut. Es ist das gleiche Bild wie kurz zuvor bei den Amerikanern, als Jesse Owens seinem aufgeregten Landsmann Brooks neuen Mut zusprach.

Leichum steht am Ablauf. Tief atmet er ein und aus, konzentriert sich, läuft an, steigert das Tempo, gut vom Balken abgekommen — 7,52 m. Das reicht für die Entscheidung. Dann kommt der dritte Versuch für Luz Long. Hochaufgerichtet steht der sehnige Blondschopf auf der Anlaufbahn. Langsam bläst er einige Male die Backen auf, hebt sein rechtes Bein ganz hoch, als wolle er fünf Treppenstufen auf einmal nehmen, setzt es unter langsamem Strecken nieder und läuft an. Immer schneller wirbeln die Beine, gut vom Balken abgekommen, locker und hoch fliegt der schlanke Körper durch die Luft, ein Aufschrei der Zuschauer — 7,84 m verkünden die Kampfrichter. Beifall dröhnt durch das Stadion.

Mit anerkennendem Blick hat Jesse Owens diesen Sprung verfolgt. Er läßt sich die Weite übersetzen, dreht sich um, läuft zu Luz Long und gratuliert ihm. Das waren nur drei Zentimeter unter seinem Sprung.

Jetzt geht es in den Endkampf. Ein widerlicher Wind beginnt zu blasen, wirbelt Staub durch die Gegend — das kann ja heiter werden. Es wird vor der Haupttribüne gesprungen. Die Reihenfolge lautet: Leichum (7,52 m), Clark (7,65 m), Maffei (7,73 m), Tajima (7,74 m), Long (7,84 m) und Owens (7,87 m).

Leichum eröffnet den zweiten Durchgang — 7,25 m. Clark verbessert sich auf 7,67 m. Der Italiener Maffei kommt nicht mehr mit, er ist ausgepumpt. Jetzt der Japaner Naoto Tajima: 7,60 m, also immer noch äußerst gefährlich. Luz Long steht am Ablauf. Wieder Konzentration, unheimliche Ruhe auf den Traversen, ein heftiger Windstoß, die Marken fliegen weg — jetzt Windstille. Luz Long läuft an, der Balken, plötzlich Rückenwind, hoch bäumt sich der Körper, fliegt ... fliegt ... „Nur nicht zurückfallen!" blitzt es durch sein Gehirn ... tief graben sich die Füße in den Sand, tosender Beifall — das muß ein guter Sprung gewesen sein.

Atemlose Stille auf den Zuschauerrängen. Gebannt wird auf die Stimme des Stadionsprechers gewartet — da ist sie: „Luz Long, Deutschland, sprang 7,87 m!" Und noch einmal in englisch: „Seven metres and eighty-seven!"

Noch einmal orkanartiger Beifall. Und wieder ist der baumlange amerikanische Neger da und gratuliert dem Deutschen, der gleichgezogen hat.

Doch jetzt ist er an der Reihe. Gesammelt steht die schlanke, athletische Gestalt Jesse Owens auf der Anlaufbahn, duckt sich langsam nieder, stellt das eine Bein zurück, so daß die Zehe den roten Staub der Bahn nur eben berührt, duckt sich noch etwas tiefer — Anlauf! Innerhalb einer Sekunde ist Owens auf Höchsttouren, springt ganz flach, es sieht nach nichts aus, aber ... 7,94 m verkünden die Lautsprecher.

Der letzte Durchgang beginnt schlecht. Alles läuft durch bis auf Leichum, der auf 7,73 m kommt. Eine tolle Leistung nach diesem kräftezehrenden Kampf. Luz Long startet, gut abgekommen. aber ein Bein berührt schon bei 6,50 m den Boden — aus! Dann noch einmal Jesse Owens. Ein herrlicher unbeschwerter Sprung, die Zuschauer sind von den Sitzen gesprungen — 8,06 m. Ähnlich muß es am 23. Mai 1935 in Ann Arbor gewesen sein, als Owens, der eigentlich ganz genau Grover Cleveland Owens heißt, phantastische 8,13 m sprang und damit einen Weltrekord aufstellte, den man nie für möglich gehalten hätte.

Luz Long läuft auf den Neger zu, drückt ihm die Hand, gratuliert ihm zu seinem großen Erfolg. Jesse Owens umarmt den Deutschen ...

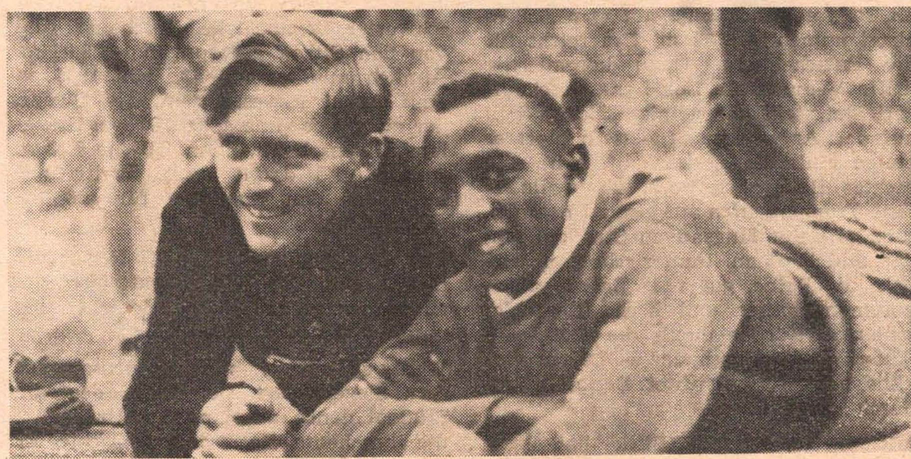
Wenig später stehen sie gemeinsam auf dem Siegespodest. Der junge deutsche Student denkt an seine Sportlaufbahn, die ihm heute die Krönung brachte. Er sieht sich noch als kleiner Junge, ausgelacht von den Kameraden, weil er nicht richtig werfen konnte. Wie er dann, angespornt durch dieses Gelächter, zu üben begann, sich eine Sprunggrube baute, eifrig trainierte und bald zu den besten Weitspringern zählte. Deutscher Meister 1933, 1934 und 1936. Erster Rekord 1933 mit 7,65 m, dann Dritter bei den Europameisterschaften 1934 in Turin und heute die Silbermedaille bei den Olympischen Spielen!

*

Jahre sind vergangen.

Westberlin, Olympiastadion, 1951. Einsam liegt das weite Rund in der warmen Mittagssonne. Ein leichter Wind treibt Papierschnipsel durch die leeren Zuschauerränge. Verwitterte Holzbänke und zerfetzte Steinquader, aufgerissene Betondecken mahnen noch an den vor sechs Jahren beendeten Krieg. Gar schnell hatten sich die Startschüsse von 1936 in grollenden Kanonendonner gewandelt und die Jugend der Welt, die noch kurz zuvor um olympischen Lorbeer gerungen hatte, stand sich in Waffen gegenüber. Der Faschismus hatte den grauenhaftesten, den größten aller Kriege entfesselt. Bomben und Granaten wühlten die Erde auf, Dörfer und Städte standen in Flammen, und der Tod hielt reiche Ernte. Ins Millionen-







Historische Fotos

unterstreichen den Gehalt und die Aussagekraft unserer Tatsachenerzählung. Sie sind genau 24 Jahre alt — sprechende Dokumente von den XIII. Olympischen Sommerspielen 1936 in Berlin. Oben sehen wir Jesse Owens bei seinem sensationellen 8,06-m-Sprung, mit dem er die Goldmedaille gewann. In der Mitte, durch eine enge, herzliche Freundschaft verbunden, Luz Long und Jesse Owens. Das dritte Foto zeigt Luz Long bei seinem Sprung von 7,87 m, der ihm die Silbermedaille einbrachte. Von ihm, einem der besten deutschen Leichtathleten, kündet heute nur noch ein einfaches Holzkreuz auf Sizilien: Der Faschismus jagte ihn in den Tod.

Fotos: ZB

fache gehen die mahnenden Holzkreuze in allen Winkeln der Erde. Auch auf Sizilien. Darunter eins mit der verblaßten Inschrift — LUZ LONG!

Daran muß der hochgewachsene, dunkelhäutige Mann denken, der mit langsamen Schritten die verblaßte mattrote Aschenbahn betritt. Stumm beugt er sich nieder und streicht liebevoll über den feinen Belag. Dann steigt er die Stufen am Marathontor hinauf und bleibt vor der Ehrentafel stehen. Er liest: 100 m — Jesse Owens, USA. 200 m — Jesse Owens, USA. Weitsprung — Jesse Owens, USA. Der Mann fährt sich mit dem Handrücken über die Augen, blickt noch einmal durch das weite Rund ... bis ihn harte Soldatenschritte in die Wirklichkeit zurückrufen. Eilig verläßt er das Stadion.

Drei Stunden später: Das Stadion ist bis auf den letzten Platz gefüllt. In seiner Mitte steht Jesse Owens.

Wie ein Orkan umbrandet ihn der Beifall. Hüte werden geschwenkt, Sprechchöre erschallen — man feiert Wiedersehen mit einem der größten Sportler des Jahrhunderts. Händeschütteln, Umarmungen, Autogramme, nur mühsam bahnt sich der hochgewachsene dunkelhäutige Mann einen Weg durch die Menge — in seinen Augen schimmern Tränen.

Wenig später steht der schwarze Athlet, dessen Weitsprung-Weltrekord erst vor wenigen Wochen übertroffen wurde, im Sportdreß vor dem Mikrophon. Im gleichen Sportdreß wie vor fünfzehn Jahren, als er zu dreifachen olympischen Ehren kam. Dann klingt seine Stimme durch die Lautsprecher: „Ladies and Gentlemen, ich bin unfähig, die Gefühle zu beschreiben, die mich jetzt bewegen. Ich danke Ihnen für diesen herrlichen Empfang. Ich habe ihn nach fünfzehn Jahren nicht für möglich gehalten. Oft dachte ich an meine olympischen Tage zurück und vor allem an meinen Freund Luz Long. Hier vorn hatten wir es ausgekämpft, und erst der letzte Sprung entschied. Dort oben, wo jetzt die amerikanischen Generale sitzen, saß der ‚Führer'. Wir mußten zu ihm gehen — mir gab er nicht die Hand. Luz Long ist tot, gefallen in einem irrsinnigen Krieg. Frauen, deutsche Mütter, erzieht Eure Kinder, daß so etwas nicht wieder vorkommt. Und Ihr, Soldaten, Amerikaner, glaubt nicht, daß alle Deutschen diesen Krieg wollten; auch mein Freund Luz Long wollte ihn nicht. Kommt nach Hause, wir brauchen Euch!"

Erregt rief Jesse Owens diese mahnenden Worte aus, beschwor er seine Landsleute, in ihre Heimat zurückzukehren. Zu Stein erstarrt sind die Gesichter der amerikanischen Generale in der pompösen Ehrenloge, betreten und verlegen die der Manager und Presseoffiziere, bestürzt die der Westberliner Politikaster. Der dunkelhäutige Athlet aber reckt sich noch einmal auf, blickt stumm auf das mächtige Oval des Olympiastadions, dreht sich um und beginnt seinen Lauf auf der blaßroten Aschenbahn — umtost vom Beifall der Zehntausenden ...

Neuerscheinungen in der Reihe „Kämpfende Kunst"

Heinrich Kämpchen
Das Lied des Ruhrkumpels

Dreißig Jahre mußte sich Heinrich Kämpchen unter Tage schinden, und in der Finsternis der Schächte begann er, einen Funken Hoffnung auf ein besseres Leben zu entzünden.

1889 beim großen Bergarbeiterstreik trat er an die Öffentlichkeit, und die Kumpel konnten in der folgenden Zeit immer wieder seine Gedichte in ihrer „Deutschen Berg- und Hüttenarbeiter-Zeitung" „lesen". Die jüngsten Tagesereignisse fanden in seinen Versen Niederschlag. Lohnkürzungen, erhöhte Ausbeutung, Aufklärung über den Sedan-Rummel und die Kolonien in Afrika, Mahnungen an die Kumpel zur Einigkeit gegen die Kohlenbarone, aber auch zarte Natur- und Liebeslyrik waren seine Themen. Seine schlichten, meist satirischen Verse waren dazu bestimmt, dem Kumpel seinen Klassenstandpunkt zu erklären.

Und Kämpchens Dichterworte sind im Ruhrpott noch heute genauso zutreffend wie damals, als Kämpchen dort arbeitete, kämpfte und schrieb! (200 Seiten, 1,70 DM)

Michail Scholochow
Sie kämpften für die Heimat

Der Autor führt den Leser zu Beginn seines Werkes im Frühjahr in eine große Kollektivwirtschaft.

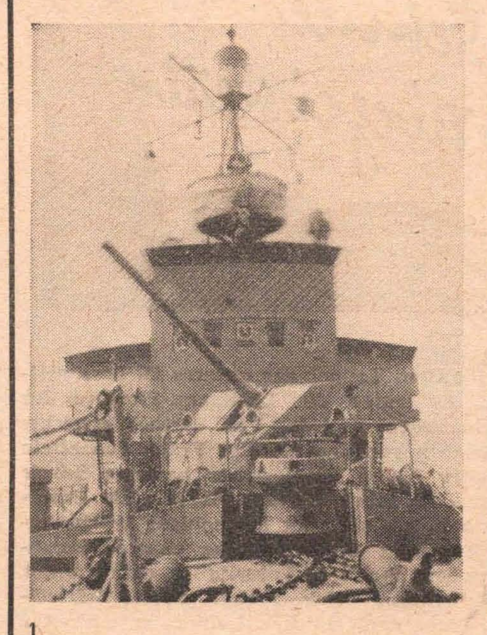
Der Chefagronom Nikolai Strelzow und der MTS-Direktor sind vornehmlich für die Feldarbeiten verantwortlich. Ihre gemeinsamen Überlegungen und Anordnungen für die Frühjahrsarbeiten zeugen von ihrer Verbundenheit zur heimatlichen Erde, von der Freude und Befriedigung, die sie in ihrem Beruf finden, und von einer tiefen Naturliebe. Nach diesem kurzen einführenden, von friedlicher Arbeit zeugenden Kapitel verlegt der Autor jäh seine Handlung an die Front im Juli 1942, und zwar läßt er den Leser den Rückzug der Truppen bis hinter den Don erleben, also die Rückzugsgefechte bis vor Stalingrad.

Die sowjetischen Soldaten sind erbittert über die zeitweilige Schwäche ihrer Armee, die sie zum Rückzug zwingt, doch die persönliche Bereitschaft, den Faschisten ein endgültiges Halt zu gebieten und sie aus dem Lande zu treiben, beweist die potentielle Kraft, die in dieser scheinbar unterlegenen Armee ruht, über die sie jederzeit verfügen kann und die ihr den Sieg über die Faschisten sichern wird. (360 Seiten, 2,60 DM)

Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung

DAS foto FÜR SIE

(Bedingungen siehe Heft 1 und 4)



1



3



2



4

Bestellungen für das „Foto für Sie" können nur bis zum Letzten des Erscheinungsmonats des betreffenden Heftes der „Armee-Rundschau" (Datum des Poststempels) entgegengenommen werden. Bitte geben Sie Ihre Bestellung rechtzeitig auf.

Adresse und Absender bitte in Blockschrift schreiben!

9/60	Bild 1	Bild 3
	Bild 2	Bild 4



Vielleicht erinnern Sie sich noch an die jüngsten Teilnehmer unseres II. Fernwettkampfes im Sportschießen (Heft 6/60). Es waren die Thälmann-Pioniere der 1. Polytechnischen Oberschule im thüringischen Kölleda. Von dorther erreichte uns inzwischen ein zweiter Brief, geschrieben von dem Pionier Franz Feuerstein und gewidmet dem Genossen Hans Dieter Klube, Pionierleiter besagter Schule und Reservist der Nationalen Volksarmee. 22 Jahre alt und bis 1958 als Unteroffizier im aktiven Dienst einer Flakeinheit, hat sich der bescheidene Werkzeugdreher aus dem Kölledaer Funkwerk nunmehr der Erziehung unserer heranwachsenden jungen Generation verschrieben. Welchen Anklang er dabei findet, wie die Pioniere über seine Tätigkeit urteilen, und welche Freude, welche Befriedigung, welchen Spaß sie bei dem unter seiner maßgeblichen Leitung entwickelten außerschulischen Sport empfinden — das schildert in einfachen Worten dieser Brief.

Liebe „Armee-Rundschau“!

Da wir ja schon miteinander bekannt sind und viele Jungen unserer Schule zu Deinen ständigen Lesern gehören, möchte ich Dir einiges über unseren Pionierleiter, den Genossen Klube, und seine Arbeit erzählen. Genosse Klube ist von der Nationalen Volksarmee zu uns gekommen. Er war dort Unteroffizier. Dabei hatte er sehr viel mit der Erziehung von Menschen zu tun. Und da das ja eine sehr schöne Aufgabe ist, wollte er sie auch weiterführen. So wurde er bei uns Pionierleiter.

Genosse Klube bemüht sich ganz besonders darum, die Disziplin an unserer Schule zu verbessern. Ob bei uns, in der Fabrik oder bei der Volksarmee, überall ist sie ja notwendig. Heute sieht der Morgenappell bei uns schon ganz anders aus. Früher wurde er ohne jegliche Form durchgeführt. Jetzt geht es straff und diszipliniert zu. Das macht einen ganz anderen Eindruck und ist auch viel schöner. Nachdem die einzelnen Pioniergruppen aufmarschiert sind, melden die Gruppenratsvorsitzenden dem Pionierleiter. Unter den Klängen des Fanfarenzuges unserer Schule erfolgt dann der Fahneneinmarsch. Jeweils eine Klasse gestaltet den Morgenappell nach einem bestimmten Motto. Sie singt Lieder, trägt Gedichte vor oder führt ein kleines Theaterstück auf. Danach begeben sich die Gruppen geschlossen in die Klassenzimmer. Diese Form des Morgenappells ist ein schöner, eindrucksvoller Tagesanfang. Besser könnte er nicht sein.

Es ist gar nicht so einfach, ruhig zu bleiben und richtig zu zielen, wenn soviel kritische Augen den Wettkampf verfolgen. Zugleich spornte eine derartige Zuschauerkulisse jedoch auch an, denn jeder wollte vor ihr bestehen, sich nicht in irgendeiner Form blamieren.

Im Mittelpunkt unserer Pionierarbeit steht der Sport. In diesem Jahr hatten wir bereits Stadt- und Schulmeisterschaften in folgenden Sportarten: Leichtathletik, Sportschießen, Turnen, Fußball, Waldlauf, Handball, Hindernislauf und Tischtennis. Hierbei kamen die meisten Sieger aus unserer Schule.

Überhaupt ist unsere Schule sehr sportbegeistert, denn fast alle Schüler gehören einer BSG an. 25 Prozent aller Pioniere tragen das Sportabzeichen.

So wurde von unserem Pionierleiter sogar ein Schießzirkel gegründet. Er besteht schon über ein halbes Jahr, und 20 Pioniere machen darin mit. Wir haben drei Luftgewehre, Modell 49 a. Als wir mit dem Schießen begannen, waren sie durch schlechte Behandlung unbrauchbar geworden. Genosse Klube ließ sie jedoch gleich reparieren. Jetzt pflegen wir die Waffen ordentlich, damit sie immer einsatzbereit sind.

Zuerst machten wir theoretischen Unterricht und lernten die richtige Handhabung der Luftgewehre. Jetzt ist die Beseitigung der Zielfehler unsere dringendste Aufgabe. So kommen wir jeden Mittwoch zusammen und trainieren. Mit der Zeit haben wir schon einige Fortschritte gemacht. Bei jedem Schießen wurden unsere Leistungen besser. Das gab uns den Mut, eine Schulmeisterschaft zu veranstalten. Die Anregung dazu entnahmen wir der „Armee-Rundschau".

Doch dabei sollte es nicht bleiben. Auf Vorschlag des Genossen Klube riefen wir die anderen Schulen in Kölleda auf, ebenfalls solche Wettkämpfe durchzuführen. Am Ende sollte dann eine Stadtmeisterschaft der Pioniere stehen, an der sich jede Freundschaft mit ihren zehn besten Schützen beteiligt. Die Bedingungen lauteten: Teilnehmer nicht älter als 14 Jahre (8. Klasse); 10 Schuß stehend freihändig; Entfernung 8 m. Der Rat unserer Stadt stiftete eine große Vase für die Siegermannschaft und Wanderpreise für die besten Einzelschützen.

Ohne Fleiß kein Preis. Danach handelte unsere Mannschaft. Und so wurde fleißig trainiert, denn wir hatten uns vorgenommen, Sieger zu werden.

Als Besonderheit sollte außerdem noch ein Hindernislauf mit Luftgewehrschießen stattfinden. Zuerst müssen die Teilnehmer die Hindernisbahn überwinden und dann sofort auf zwei Ballons stehend in 20 m Entfernung schießen.

Dann war es soweit. An einem Mittwoch wurde die Meisterschaft ausgetragen. Sie wurde in unserem Schulpark durchgeführt. Zum Wettkampfgericht gehörten Genosse Witte, Genosse Klube und ich.

Beim Schießen ging es sehr diszipliniert zu, wie auf einem Schießstand der Volksarmee. Obwohl alle sehr aufgeregt waren, gab sich jeder große Mühe, den Wettkampf nicht zu stören. Dadurch hatte unser Kampfgericht eine leichte Arbeit. Es siegte die Mannschaft der 1. Polytechnischen Oberschule mit 467 Ringen vor der 3. (303 Ringe) und der 2. Polytechnischen Oberschule (186 Ringe). In der Einzelwertung teilten sich Gerhard Lilie und Uwe Schiele mit je 69 Ringen den ersten Platz. Im Hindernislauf gewann Klaus Hübner von der 2. Polytechnischen Oberschule mit 25,2 sec.

Damit war unserer Mannschaft geglückt, was sie sich vorgenommen hatte. Zu verdanken haben wir diesen Sieg unserem Pionierleiter Hans-Dieter Klube. Denn ohne den Schießzirkel hätten wir es wohl nicht geschafft.

Jetzt werden wir natürlich fleißig weiter trainieren, damit wir im nächsten Jahr unseren Titel verteidigen können. Unser größter Wunsch ist es, einmal eine Einheit der Nationalen Volksarmee besuchen zu können. Genosse Klube hat uns versprochen, daß er sich darum kümmern will. Wir freuen uns schon mächtig darauf und hoffen, daß bald etwas daraus wird. Wir interessieren uns alle sehr für die Nationale Volksarmee, weil sie unsere Heimat vor allen Feinden beschützt.

Pionier Franz Feuerstein



In Ergänzung unseres vorigen Schachbeitrages wollen wir auch diesmal unsere Leser mit einigen häufig vorkommenden Eröffnungsfehlern vertraut machen. Der schwierigste Teil einer Schachpartie ist die Eröffnung und darum werden hierbei die meisten Fehler gemacht. Es sind vornehmlich die weniger geübten Schachfreunde, die gegen das Element der modernen Schachstrategie — Raum, Zeit und Kraft — verstoßen und deshalb in der Regel schnell in eine hoffnungslose Lage geraten. Wie diese bekannten Begriffe Raum, Zeit und Kraft im Schachkampf zu verstehen und auszunutzen sind, darüber werden wir in unserem nächsten Beitrag eine Erläuterung geben.

Aus dem Königsläuferspiel. **1. e4 e5 2. Lc4 Sc6 3. Dh5 Sf6?** (Hier mußte 3. ... g6 und auf 4. Df3 Df6 gespielt werden. Der Textzug ist ein grober Fehler.) **4. Df7:** matt.

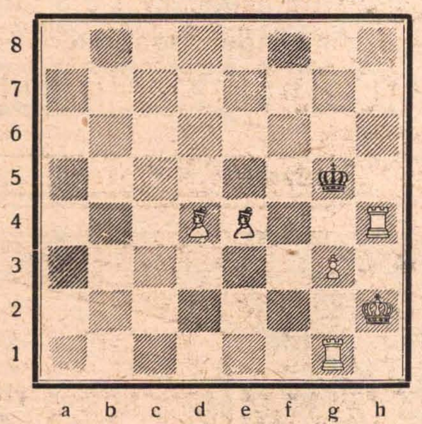
Aus dem Zweispringerspiel im Nachzuge. **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lc4 Sf6 4. d4 ed4: 5. Sd4: d6 6. Sc3 Le7 7. 0–0 0–0 8. h3 Te8 9. Te1 Sd7?** (Richtig war 9. ... Ld7. Auf den gemachten Zug entscheidet ein Opfer auf f7.) **10. Lf7:+ Kf7: 11. Se6! Ke6: 12. Dd5+ Kf6 13. Df5** matt.

Und nun eine Falle, die sehr oft in den verschiedensten Eröffnungen vorkommt. Nordisches Gambit **1. e4 e5 2. d4 ed4: 3. c3 dc3: 4. Sc3: d6 5. Lc4 Sc6 6. Sf3 Lg4 7. 0–0 Se5?** (Schwarz mußte 7. ... Sf6 ziehen und mit nachfolgendem 8. ... Le7 die Rochade anstreben. Jetzt gibt es einen hübschen Reinfall.) **8. Se5:! Ld1: 9. Lf7:+ Ke7 10. Sd5** matt.

Eine Abart dieser Falle mit geändertem Matt zeigt das folgende Beispiel, in welchem der Abwechslung halber einmal Schwarz gewinnt. Russische Partie: **1. e4 e5 2. Sf3 Sf6 3. Se5: Sc6 4. Sc6: dc6: 5. d3 Lc5 6. Lg5?** (Der richtige Zug war 6. Le2.) **6. ... Se4:! 7. Ld8: Lf2:+ 8. Ke2 Lg4** matt. Ein gleichartiger Gewinn, nur mit vertauschten Farben. Königsläuferspiel. **1. e4 e5 2. Lc4 Sf6 3. Sf3 Se4: 4. Sc3 Sc3: 5. dc3: d6 6. 0–0 Lg4? 7. Se5:! Ld1: 8. Lf7:+ Ke7 9. Lg5** matt.

Diese Beispiele lassen erkennen, daß die nur durch die Könige geschützten Bauern auf f7 und f2 die schwächsten Punkte in der Eröffnung sind. Wer diese Erkenntnis beherzigt, wird sich schon etwas besser im Angriff und in der Verteidigung auskennen.

Unsere Schachaufgabe



Matt in 2 Zügen

Weiß, der über ein großes Übergewicht verfügt, fängt den schwarzen König durch ein Hineinziehungsopfer. Von G. N. Cheney. Stellungsbild, Weiß: Kh2, Tg1, Th4, Ld4, Le4, Bg3 (sechs Steine). Schwarz: Kg5 (ein Stein).

Auflösung der Schachaufgabe aus Heft Nr. 8

Weiß: Kf8, Th1, Bg6; Schwarz: Kh8, Lg8, Bg7, h7. Verfasser unbekannt. Matt in zwei Zügen. 1. Th6!, auf 1. ... gh6: folgt 2. g7 matt und auf Läuferzüge 2. Th7: matt.



MIT WAFFE, HELM UND KNOTENSACK

... durchschwammen die Genossen der Dienststelle Dowidat einen neunzig Meter breiten See, der sich ihnen als eines der schwierigsten Hindernisse beim militärischen Geländelauf präsentierte. AR-Mitarbeiter Rudolf Scheibe berichtet in Wort und Bild über diesen interessanten Wettkampf.

Außerdem lesen Sie eine fesselnde Betrachtung zu Geschichte und Wertung des Modernen Fünfkampfes sowie die satirische Erzählung „Fußball- und andere Stiefel".


Steckenpferd
Lilienmilchseife
ein Begriff für jeden!
Ihre Beliebtheit sichern:
Hochwertige Fettrohstoffe
aus dem In- und Ausland.
Hautpflegende,
auf neuester Entwicklung
beruhende Zusätze.
Eine gleichbleibende,
einmalige Duftnote.
»Steckenpferd-Lilienmilchseife«
bewirkt durch ihren
sahnigen Schaum eine porentiefe,
schonende Reinigung
der Haut.
VEB Steckenpferd
Seifen- und Kosmetikwerk
Radebeul 1
DEWAG DRESDEN


Würze
BINO-
Würzmittel
aus naturreinen
Rohstoffen
zur Verfeinerung von Speisen aller Art
BINO- Speisewürze
Gekörnte Brühe
Brühwürfel
Soßenwürfel
mit Glutamat
BINO
VEB EKB-BITTERFELD BINO
448 B


Wittol
Bohnerwachs
Hartwachs
Steinholzpaste
Emulwachs
EB7
sowie unser neues Fußbodenpflegemittel
„Wittol-Schnellglanz“
hochglänzend, dauerhaft, zeitsparend
sind unentbehrliche Helfer


LEO
Glyzerin
HAUT-
GELEE
VEB
ELBE
Chemie

„Kulturklaus"

Ein Tagebuch über bewegliche Kulturarbeit im beweglichen Sommerfeldlager

13. Mai

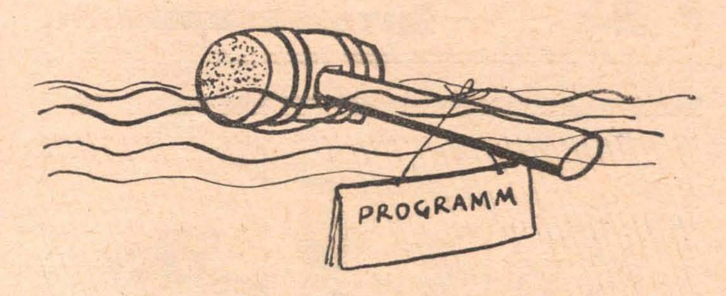
Ich war in der Dunkelkammer, die Vergrößerungen für die Wandzeitung machen. Da steckt der Kompanieführer seinen Kopf rein, und die Vergrößerungen sind hin. „Manzek", sagt er, „im Sommerfeldlager ist ein Kulturprogramm fällig. Daß wir wieder den ersten machen ist klar. Aber diesmal fangen wir schon hier mit den Proben an."

10. Juni 1960

Wir sind im Sommerlager. Ich sitze und knoble. Das neue Programm ist fast fertig — auf einem schönen Stück Papier. Der Leiter Aufklärung kommt von der Aufklärung. Wie ich seinen Ausführungen entnehme, eignet sich das Programm für den See. Gedacht, getan. Es schwamm davon. (Ein guter Holzhammer geht nicht unter.)

Ich dachte mir, das muß man geschickter machen.

Morgen ist 30-km-Marsch. Davon eine Stunde unter der Maske. Ob ich da den Genossen noch mit einer Probe kommen kann?



12. Juni

Gestern war nichts mehr drin. Es war mit der Kompanieleitung abgesprochen, daß ich die ganze Kompanie kriege. Am Treffpunkt Volleyball-Platz war nur einer da — ich. Ich habe gerufen: „Erster Zug, Kultur, zweiter Zug Kultur!" Es kamen nur: Schiri (mit Akkordeon), Schèrry (mit Gitarre), Hugo und der Zugmajor, unser FDJ-Sekretär.

Wir haben einen Schlachtplan beraten, wie wir alle freiwillig rankriegen.

1. Materielle Sicherstellung: Kompanieaschenbecher.
2. Unterstützungsmittel: Lagerfeuer.
3. Materieller Anreiz: Schlager (flotte).

Mit Speck fängt man Mäuse, alle alle kamen. Ich habe gesagt: „Jetzt sind wir komplett, wollen wir mit der Probe anfangen."

Ich habe ihnen das Lied vom strengen Kommandeur vorgelesen, und dachte mir, das kommt an, denn unsrer ist einer. Der „Kommandeur" kam nicht an. Die Soldaten sagten: „Der hat zuwenig Witz. Wenn du nur sowas auf Lager hast, kommen wir das nächste Mal nicht."

Da habe ich schnell zu Schiri gesagt: „Leg eine neue Platte auf; meinetwegen Marina!"

Wir haben an diesem Abend noch den Text vom Marschlied der Nationalen Volksarmee gelernt.

13. Juni

Wie ich höre, ist unter den Neuen ein Trompeter. Ich denke: „Eine feine Sache! Der gehört ins Programm." Ich frage ihn, ob er nicht mit in die Stadt fahren will, die Trompete kaufen. Er macht einen Rückzieher, sagt: „Die kriegt im Sommerlager Beulen."

Aber dem Programm fehlt noch was. Wie wir durch D. fuhren, hab ich's gefunden: Mädchen. Eine steht am Straßenrand, und die Soldaten machen lange Hälse. Ich frage meinen Funker: „Da gibt es doch so ein Lied von Mädchen, die auf der Straße gehen." Er kommt gleich drauf: „Es zogen auf sonnigen Wegen . . ." Das Lied kommt rein, die Mädchen auch, und beides verbinden wir mit dem strengen Kommandeur. Am Freitag gehen wir in Ortsbiwak. Da muß es sich machen lassen.



16. Juni

Ich bin im Dorf geblieben. Als ich der Lehrerin gesagt habe, was wir vorhaben, war sie begeistert. Ihre Tochter hat gleich ihr Berichtsheft von der Berufsschule weggelegt und wollte ihre Freundin holen. Die Lehrerin hat die Schreibmaschine genommen und die Texte abgeschrieben. Da haben die Mädchen gestaunt, daß wir auch die Texte da hatten.

17. Juni

Ich habe dem Kompanieführer gesagt: „Sie müssen mir noch eine Probe geben, damit die Texte sitzen. Wir können uns doch nicht vor den Mädchen blamieren."

Wir haben uns noch mal am Lagerfeuer getroffen. Aber Proben sind da nicht gut. Die nicht im Licht stehen, machen nichts.

18. Juni

Ernteeinsatz in D. Den ganzen Tag auf den Knien Rübenverziehen. Das geht über den Rücken. Wir waren alle sehr abgespannt, obwohl Taktik auch nicht leicht ist. Es war doch ein bißchen viel. Die Genossen haben sich gewaschen und wollten sich alle verziehen, Richtung Konsum. Dort gab es Bier.

Der Kompanieführer hat die Zugführer beauftragt, die Soldaten ranzuholen.

Endlich eine Probe, wie sie sein muß, auf der Bühne im LPG-Speisesaal. Im Walde ist das so eine Sache. Einer steht hinterm Baum und singt gar nicht mit; dann die Mücken usw.

Die Sache mit den Mädchen tat ihre Wirkung. Unteroffizier G. macht sonst nie richtig mit und mimt in der hinteren Reihe. Heute stand er in der ersten. Wegen der Aussicht. Ich sagte: Heute wird einer aber aktiv!



Wie ich merkte, es geht nicht mehr so richtig, habe ich gesagt: „Setzt euch hin! Jetzt sind die Mädchen dran." Sie haben gesungen und gespielt „Und jetzt gang i an Peters Brünnele". Da waren die Massen begeistert.

19. Juni

Am Sonntag haben wir wieder gearbeitet. Es war schwer, während der Probe Posten für die Fahrzeuge zu finden.

Alle haben mitgemacht. Der Leiter für Versorgung saß im Saal und spielte Skat. Die Probe war auch lang. Erst um halb acht konnten die Genossen zum Abendessen fahren. Die ich zum Tanzen ausgesucht hatte, blieben noch da. Die Mädchen haben sich die Jungen genommen. Die sind erst rumgestolpert dazwischen. Dann haben ihnen die Mädchen immer zugeflüstert, wo es langgeht. Es wurde sehr spät. Zum Abendessen sind wir auch noch gekommen. Die Mädchen haben uns Stullen mitgebracht, große Pakete. Sie hatten sich aber verrechnet, wir haben sie gar nicht alle geschafft. Wir hatten auch Zaungäste.



22. Juni

Ich habe den Befehl bekommen, Quartiere in D. zu machen. (Ortsbiwak). Als ich eine Frau fragte, ob sie lieber einen Soldaten, einen Unteroffizier oder einen Offizier haben möchte, hat sie geantwortet: „Mir sind alle gleich lieb. Sie haben alle nur eine Mutter." Der Rinderzüchter der LPG hat gesagt: „Wenn's geht, möchte ich die drei haben, die Musik machen." Seine Tochter hat nämlich bei uns mitgemacht, sie ist FDJ-Sekretär im Dorf.

Wir kamen ins Dorf, haben die Wagen gewaschen und sind in die Quartiere gegangen. An diesem Abend war keine Probe. Der Bauer Schulz, der ein schönes Fernsehgerät hat, hat zwei Enten geschlachtet. Ein anderer hat für seinen Soldaten gleich fünf Spiegeleier in die Pfanne gehauen. Sie haben aufeinander gesehen, was jeder seinem Soldaten bietet.

23. Juni

Letzte gemeinsame Probe. Ich hatte vor: Ablaufprobe, Pause, Generalprobe. Bis zur Generalprobe kamen wir nicht. Wenn sie mit ihrem Auftritt fertig waren, sind einige gegangen.

24. Juni

Wir waren noch einmal in den Rüben. Am Abend haben wir unser Programm aufgeführt. Die ersten erschienen schon eine Stunde vorher, die alten Omas. Sie hielten Platz für ihre Familie. Wäre nur Manöverball gewesen, wären nur die Mädchen gekommen. So kamen auch die anderen. Sie wollten ihre Töchter auf der Bühne sehen.

Oberfeldwebel Westerling hat mir sehr geholfen. Es war schon dunkel. Er hat dafür gesorgt, daß immer alle zur Stelle waren. Mitten im Programm merkten wir, daß uns das Laken für das Kabarett fehlte. Ich bin rausgerannt. Eine Frau schaute aus dem Fenster. Ich habe gefragt: Haben Sie nicht ein Laken? Sie hat mir ein Tischtuch runtergeworfen. Ich kam damit gerade noch rechtzeitig.
Hinterher war Tanz.

25. Juni

Wir waren noch nicht lange in den Betten, da kam Alarm. Damit begann die Kompanieübung.

3. Juli

Wir haben kaum geschlafen die ganzen Tage. Jetzt wird es wieder ruhiger. Ich habe dem Kompanieführer gesagt: „Wir müssen unbedingt eine Probe durchführen, damit auch beim nächsten Ortsbiwak die Veranstaltung klappt." Er hat geantwortet: „Sie sehn die Probe. Ich sehe die Übung. Wir wollen überlegen, wie nützt das Kulturelle dem Militärischen." Wir sind uns eins geworden. Der Vorteil unserer Kompanie ist, man kommt mit der Kulturarbeit an die Leute im Dorf politisch ran. Das ist etwas Gutes. „Der Vorteil ist auch", sagte der Kompanieführer, „das Leben in der Kompanie ist interessanter als in anderen. Der Vizeadmiral Verner hat, als er vor Wochen bei uns war, gesagt: ‚Ich habe noch nie so aufgeschlossene Soldaten gesehen, wie in Ihrer Kompanie.'"

8. Juli

Hilfe durch den Hauptfeldwebel. Nicht weit von hier ist ein Erholungsheim mit Genossen aus den Einheiten. Wir sollen vor ihnen auftreten. Der Hauptfeldwebel agitiert den Kompanieführer. Ich komme durch die Veranstaltung zu einer Probe.

9. Juli

Die Sache wurde unternommen, die Mädchen rangeholt. Aber dort war keine Bühne, nur ein kleiner Raum. Einer vom Heim hat gesagt: „Eine Probe ist nicht nötig. Wir sind doch alle Genossen, wir nehmen nicht übel, wenn das nicht so klappt." Als die letzten vom Heim gegessen hatten und die Tische weggeräumt waren, bin ich einfach mit den Massen gekommen und habe geprobt. Um 20.00 Uhr sollte die Veranstaltung beginnen. Das ganze Heim war schon vollständig versammelt, und wir haben immer noch probiert. Wir haben alles exerzieren müssen, weil kein Vorhang da war.

Es wurde ein ganz schöner Erfolg, und wir haben wiederholen müssen (Ein Tanz hat nicht geklappt. Da habe ich anschließend noch eine Probe angeordnet.)

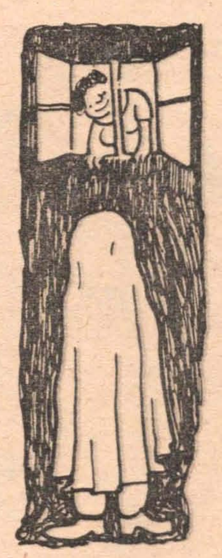
11. Juli

Wieder Ortsbiwak. Das übliche Wagenwaschen unter Beteiligung der Dorfjugend.

Die Dorffeuerwehr hat die Spritze zur Verfügung gestellt. Als wir ins Dorf fuhren, sah ich ein Mädchen, das einen Teller auf einem Stock balancierte, wie es die Chinesen machen. Ich sagte: „Wollen wir wetten? Wenn wir auftreten, ist die im Programm."

Die Tochter von meinen Wirtsleuten spielt Akkordeon. Ich habe mir gesagt: Die tritt zusammen mit dem Schiri auf! Sie konnte auch noch die Leipziger Keulenübung vom Sportfest. Ich habe gemerkt, daß das ein Walzer ist und in den Dorfwalzer der Mädchen paßt.

Wir sind noch gegangen einen schönen graden Stock suchen für die Tellerübung. Der Hauptfeldwebel hat einen gefunden.



12. Juli

Erster Tag vom Sportfest. Die Fußballer haben den Pokal verspielt. Neunzehn Minuten waren sie vor dem gegnerischen Tor. In der zwanzigsten Minute schossen sie eins, ein Selbsttor.

Da hat es den Kompanieführer fast zerrissen. Trotzdem bekam ich am Abend Zeit für die Probe.

13. Juli

Mit Schiri wollte ich einen Text machen: Der Übergang über den Fluß D. Laut Karte war der Fluß ein Meter fünfzig tief. Wir haben uns darauf eingestellt. Unser Nichtschwimmer war schon kreidebleich. Dann ging uns das Wasser bis ans Knie. Wir haben uns vorgestellt, wie die Leute lachen würden. Aber wo wir am Schluß waren, haben wir uns gefragt, wo ist hier der Knall? Da haben wir einen ganzen Vormittag nach dem Knall gesucht. Aber uns ist keiner eingefallen. Also: wir haben das Programm ohne den Übergang über den Fluß D. gemacht.

Heute ging das Sportfest länger als geplant. Ich mußte noch laufen und habe den Dritten gemacht. Die Mädchen waren schon da, als das Sportfest zu Ende ging. Die Einheiten waren angetreten, und unsere Mädchen standen in ihren schönen Perlonkleidern zwanzig Meter weiter weg am Zaun. Wenn einer von uns auf das Siegerpodest steigen mußte, haben sie gejubelt.

Der Kompaniechef war sauer, als er hörte, daß schon wieder

(Fortsetzung auf Seite 433)

Wir baten
um Ihre Meinung

FRAU und FAMILIE

Wird mein Kind es schaffen?

Zum Abschluß unserer Diskussion

Seit April haben viele Leser ihre Gedanken zu dieser Frage öffentlich zur Diskussion gestellt. Unsere abschließenden Worte sollen bewirken, daß die Aussprache — außerhalb unserer Zeitschrift — weitergeführt wird.

Jedes normale Kind, so sagen die pädagogischen Wissenschaftler und Ärzte, kann das Ziel der zehnklassigen allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule erreichen. Diese neue sozialistische Schule, die mit den uns bekannten Schultypen überhaupt nicht zu vergleichen ist, bezieht aber von vornherein die Hilfe und Unterstützung durch die Eltern mit ein. Ja, die Verbindung mit dem Leben ist das Herzstück der sozialistischen Schule. Dazu gehört eben das einheitliche Handeln von Schule, Elternhaus, Pionierorganisation, Patenbetrieb und allen an der Erziehung der Kinder Beteiligten. Den Eltern fallen besondere Aufgaben zu. Es ist sehr nützlich, die Hausaufgaben zu kontrollieren, besonders, wenn es regelmäßig geschieht. Aber ebenso wichtig ist es, den Kindern von der eigenen Arbeit beim Aufbau des Sozialismus zu erzählen und ihnen stets ein Vorbild zu sein — auch beim Lernen. Die Schule erwartet auch von den Eltern, daß sie ihre Mädel und Jungen zur Selbsttätigkeit anregen, ihnen Aufgaben und feste Pflichten innerhalb der Familie übertragen. Das ist eine wesentliche Unterstützung der Arbeit der Lehrer und Pionierleiter, die jedoch von Müttern, die zur Zeit nicht im Beruf stehen, oftmals unbeachtet bleibt. Dabei geht es nicht so sehr um die Arbeitserleichterung für die Eltern, als vielmehr um das allmähliche Heranführen an die gesellschaftlich nützliche Tätigkeit.

In den nächsten Jahren wird die Tagesschule schrittweise aufgebaut, indem zuerst die Horte und Hausaufgabenzimmer erweitert werden. Die Kinder sind dann auch am Nachmittag mit ihren Erziehern zusammen, erledigen ihre Aufgaben für die Schule unter sachkundiger Aufsicht, erhalten ausreichende Verpflegung, und, was besonders wichtig ist, kommen in einen geregelten Tagesablauf. Die Tätigkeit in der Pionierorganisation läßt sich besser mit dem Besuch von Arbeitsgemeinschaften und allen persönlichen Bedürfnissen in Einklang bringen. Und sicher werden die Kinder ausgeglichener, weniger nervös am späten Nachmittag in das Elternhaus zurückkehren. Die ersten Versuche haben sich hervorragend bewährt. Schüler, Lehrer und Eltern sind gleichermaßen zufrieden. Die Leistungskurve steigt deutlich nach oben. Den berufstätigen Eltern ist eine große Sorge abgenommen. Sie können sich abends besser als bisher mit den Kindern beschäftigen, gemeinsam Spielen und Erzählen. Aber bis es überall soweit ist, gilt es noch fleißig zu arbeiten, in den Elternbeiräten, in den Klassenelternaktiven, bei NAW-Einsätzen. Vor allen Dingen, das haben unsere Leser immer wieder geschrieben, ist der direkte Kontakt mit den Lehrern und Pionierleitern wichtig.* Bei aller Mitarbeit an der sozialistischen Erziehung sollten wir immer daran denken. Indem wir unseren eigenen Kindern helfen, unterstützen wir auch die sozialistische Schule.

* Über einheitliche Erziehungsmaßnahmen kann man nur gemeinsam beraten.

Nationale Volksarmee · Heribert Müller, Klasse 8a, 9./10. Oberschule, Berlin-Friedrichshain







In einer Fernsprechvermittlung an der Ostfront 1944. Soldat Gründel – „hoffnungsloser HJ-Idiot" – und Fahnenjunker Unteroffizier Erler sind in ihrem Keller in der Eile vergessen worden. Nur ein dünner Telefondraht verbindet sie noch mit dem Regimentsstab. Die Front rückt westwärts.



Der Obergefreite Wieland sucht im gleichen Keller Zuflucht. Er hat den Hitlerkrieg satt. Über den Draht kommt der Befehl, die Bewegungen der Sowjetarmee zu melden. Die drei wollen sich gefangengeben. Sie tun es nicht. Im Haus liegt ein mißhandelter Partisan. Erler ist der Täter.

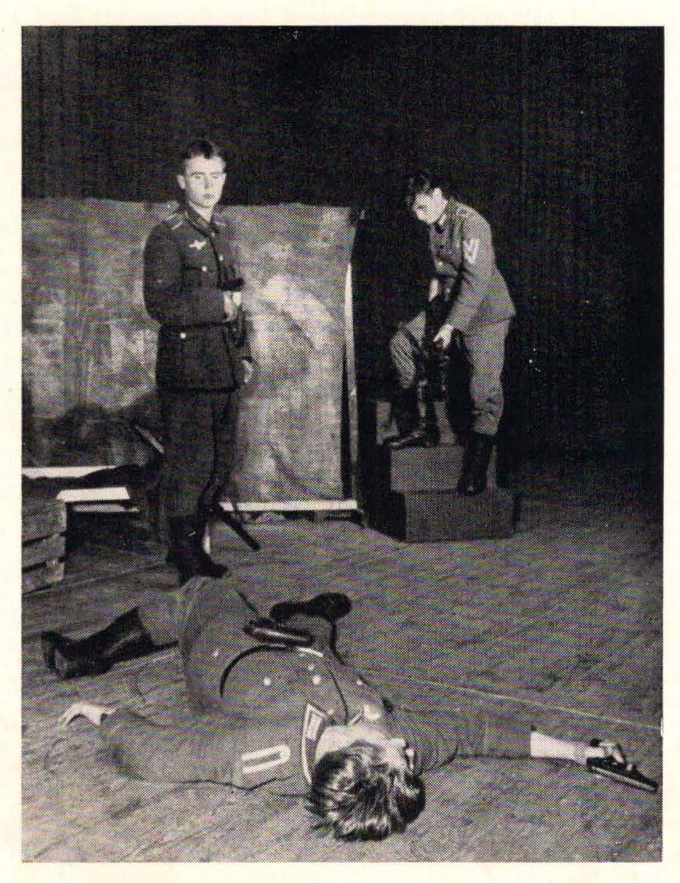


Der Keller

FOTOS: E. GEBAUER



Zwei versprengte SS-Männer tauchen auf. Der eine rät den Landsern, sich gefangenzugeben. Er will sich opfern (?!). Der andere fordert Kampf bis zum letzten. Wieland offenbart seine Kriegsmüdigkeit. Der Untersturmführer will ihn als Kugelfang verwenden. Erler erschießt die beiden SS-Männer. Sie sollen als die Mörder des Partisanen gelten.



Über den Draht kommt die Nachricht, die Waffen-SS mache einen Gegenangriff. Erler ist in einer Zwangslage. Oben liegen die beiden von ihm erschossenen SS-Männer, oben liegt auch der Partisan. Gründel kommt zu der Einsicht, daß es dem Frieden dienlich sei, Erler zu erschießen. Erler versucht Gründel zuvorzukommen und wird von Wieland erschossen.



Der Keller

Zwei Laienspielgruppen der Nationalen Volksarmee spielen das Stück „Der Keller“ von Hans Lucke. Die eine kommt aus einer Panzereinheit im Norden der Republik (Bildteil), die andere aus einer Dienststelle der Luftstreitkräfte im Süden. Beide Gruppen sind durch die Initiative der Soldaten entstanden.

Beide Gruppen haben eine gemeinsame Schwäche: Es arbeitet kein Offizier oder Unteroffizier mit.

Prinzipienreiterei statt eines Lobes für die große Initiative der Soldaten?

Sicher gibt es bei den Unteroffizieren und Offizieren nicht weniger viel Genossen, die zum Laienspiel Talent haben, als bei den Soldaten. Sicher verfügen viele Offiziere über größere politische Einsichten. Vielleicht hätten sie das Stück „Der Keller“ kritischer gesehen als ihre Soldaten.

Und bestimmt hätte den Offizieren oder Unteroffizieren die Mitarbeit in der Laienspielgruppe geholfen, zu ihren Soldaten ein gutes, sozialistisches Verhältnis zu finden. Daß es Offiziere gibt, die das längst tun, beweist Genosse Oberleutnant Hagedorn, über dessen Gruppe wir in unserem Juliheft berichteten. Wir wünschten auch unter den Offizieren der beiden Einheiten, von denen hier die Rede ist, solche Hagedorne.

Was aber die Leistung der Soldaten betrifft: Hut ab.

Wir waren erst einige Wochen bei der Nationalen Volksarmee, wir, d. h. die Genossen Simon, Löffler, Braumann und Brunner. Wir hatten den Wunsch, in einer Laienspielgruppe oder in einer Kabarettgruppe mitzuwirken, kurz — uns kulturell zu betätigen. Aber nichts deutete in unserer Dienststelle auf Kulturarbeit hin. So faßten wir den Entschluß, eine Laienspielgruppe in unserer Wachkompanie zu gründen. Unsere erste Aufgabe war die Wahl eines für uns spielbaren Stückes. Nach eingehender Prüfung entschieden wir uns für das Schauspiel „Der Keller“ von Hans Lucke. Wir waren von diesem Stück schon nach dem ersten Lesen hellauf begeistert. Gilt es nicht gerade jetzt, allen Genossen die Unmenschlichkeit des Faschismus zu zeigen, da in Westdeutschland Verbrecher wieder an der Macht sind, also die gleiche Mörderbrut, die in unserem Stück einen wehrlosen Partisanen und eine unschuldige Mutter und ihr Kind ermordet hat.

Wir waren der Meinung, „Der Keller“ würde die Genossen sehr zum Denken anregen.

Also begannen wir mit der Probenarbeit. Zu unserem Quartett stießen noch die Genossen Dietrich, Plagemann, Osburg, Böhm und Jahnke, alles junge Soldaten, der höchste Dienstgrad war Gefreiter. Doch schon nach wenigen Tagen zeigte sich, daß wir jungen Genossen die Beschlüsse der Kulturkonferenz der Nationalen Volksarmee vom Sommer 1959 weitaus besser kannten und erfüllten als manche unserer militärischen Vorgesetzten.

Mit den Proben begannen auch die Schwierigkeiten. Oftmals türmten sie sich zu schier unüberwindlichen Hindernissen. Grund: Viele unserer Vorgesetzten erkannten nicht die große erzieherische Wirkung der Kulturarbeit. Ja, es gab einige, die beharrlich ihre ganze Kraft aufwandten, um unsere Proben zu stören.

„Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt“, sagte Goethe. „Wenn man aber das Ziel erreichen will — und das wollten wir auf jeden Fall —, dann muß man diese Schwierigkeiten überwinden“, sagten wir uns. Dank der Unterstützung unserer Parteileitung gelang es uns, viele davon zu überzeugen, daß unsere Proben nicht Spielerei, sondern ernsthafte Arbeit sind. Als wir nun endlich auch von der Kompanieleitung einige Helfer erhielten, erschien plötzlich der Genosse Koschel, Dramaturg am Stadttheater Cottbus, nicht mehr bei uns. Bisher hatte er unsere Proben angeleitet, und wir hatten sehr viel gelernt. Nun mußten wir allein weiterarbeiten. Aber aufgeben — niemals. Der Kongreß des Laientheaters und die Kulturkonferenz spornten uns in unserer Arbeit an.

Premierentermin war die Parteidelegiertenkonferenz. Wir wollten unbedingt bis dahin fertig sein. Wir bauten Kulissen, nähten Kostüme und probten, probten, probten. Und wir wurden termingerecht fertig und traten auf, vor den Delegierten unseres Truppenteils.

Doch wenn unsere Gedanken zurückschweifen zu den Tagen vor der ersten Aufführung, so möchten wir uns bedanken, recht herzlich bedanken bei der Parteileitung der Einheit Frühauf und bei all den anderen Genossen, die unseren Auftritt ermöglichten.

Natürlich waren wir sehr erfreut über den Erfolg unseres Stückes, über die Prämiierung mit einer Fahrt zum Berliner Ensemble, zu unseren großen Vorbildern.

Diese Auszeichnung wird uns nicht nur Verpflichtung sein, unser Spiel immer weiter zu verbessern, denn wir sind noch lange nicht damit zufrieden, sie wird uns auch Verpflichtung sein, im politischen und militärischen Leben stets vorbildlich aufzutreten.

Unterdessen hatten wir noch zwei Veranstaltungen für die Landbevölkerung von Neuendorf und für die Delegierten der Kreiskulturkonferenz Guben. Es war ein sehr unterschiedliches Publikum. Der Erfolg beider Aufführungen bewies uns, daß wir mit Luckes „Keller“ ein Stück gewählt hatten, das in allen Kreisen der Bevölkerung wegen seiner zwingenden Aktualität großes Interesse findet.

Unser größter Wunsch ist es, daß nun endlich auch alle militärischen Vorgesetzten die Kulturarbeit als politische Erziehungsarbeit anerkennen. **Rainer Simon**

„Kulturklaus“ *(Fortsetzung von Seite 429)*

neue Mädchen im Programm mitmachen werden. Trotzdem: Wieder auf die Gänseweide und wieder geprobt!

An diesem Tag hatte sich das Programm weiterentwickelt. Aber beinahe gab es eine Panne. Und das beim Wettbewerb! Eine Eifersuchtsszene auf der Bühne wegen mir. Die Gudrun behinderte die Karin bei der Keulenübung. Ich habe ihnen gesagt, daß das kein schöner Zug ist.

Gleich nach dem Ausscheid fuhren wir noch nach W., wo unser Manöverball stattfinden sollte. Die Sache hatte sich verspätet. Die Leute waren schon unruhig. Einige waren schon aus dem Saal gegangen. Wir gleich auf die Bühne und los.



Der Vorhang ging auf, aber die Vorbereitungen hatten nicht genügt, für das Kabarett fehlten Requisiten. Es half der Soldat Linert. Er sprang aus dem Fenster, 3 m hoch. Dann reichte er das Zeug rein und kletterte dazu am Holzgestänge für die Heckenrosen hoch. Das war der letzte Auftritt.

Wir haben allen Mädchen ein Geschenck gemacht, ein Buch, eine Schachtel Pralinen und einen Strauß Nelken. Eine war nicht da, der haben wir die Sachen hingeschickt. Die Lehrerin bekam einen Nelkenstrauß. Die Blumen hat der Gärtner gestiftet, bei dem der Kompanieführer in Quartier war.

16. Juli

Am 15. sind wir in die Dienststelle zurückgefahren. Meine Entlassung war schön. Ich hieß sonst immer „Kulturklaus“. Als alles vorbei war, sagten die Genossen: „Komm, machen wir noch eine Probe, fahr doch zwei Stunden später!“ **Kl./Bu.**



Vignetten: Paul Klimpke

Ballade vom Soldaten

Szenarium von W. Jeshow und G. Tschuchrai · Deutsch von Rita Braun

6. Fortsetzung und Schluß

Ein Mißverständnis bei der Suche nach dem Vater des Frontsoldaten Serjosha hatte Alexej und Schura wieder kostbare Zeit geraubt.

Schließlich aber legte Alexej doch noch die Seife in die Hände des beglückten Alten.

Dann wurde die Fahrt fortgesetzt. Vermittels einer List, der „Tarnung Nummer drei“, schmuggelte Alexej sein geliebtes Mädchen in den Militärtansport. Bald aber galt es, voneinander Abschied zu nehmen.

... Alexej ist auf der Bahnstation. Suchend rennt er durch die Menge, hastet durch die Stationsräume, durchforscht die Menschen vor den Kassenschaltern, aber Schura ist nirgends zu entdecken.

„Großmutter! Haben Sie vielleicht ein junges Mädchen in einer blauen Bluse gesehen?“

„Nein, mein Junge.“

... An einer Kreuzung der Chaussee besteigen Menschen mit Säcken und Koffern den Wagenkasten eines großen LKW. Sie sind in geschäftiger Eile. Unter ihnen ist auch Alexej. Er sucht nach seiner Schura, aber vergebens.

Er wendet sich an den Verkehrsposten:

„Genosse, haben Sie vielleicht ein junges Mädchen in einer blauen Bluse gesehen?“

„Weiß der Kuckuck! Ich bin schon zu alt, um mich nach jungen Mädchen umzuschauen.“

... Der Abend bricht herein. Ohne Schura gefunden zu haben, kehrt Alexej schwer enttäuscht zur Bahnstation zurück. Erst jetzt ist ihm so recht klar geworden, was er verloren hat. Langsam schleppt er sich durch das Menschengewimmel der Reisenden.

Alexej ist wieder im Zug, aber diesmal allein, ohne Schura. Er sitzt in Gedanken versunken da und lauscht dem gleichmäßigen Stampfen der Räder. Draußen herrscht trübe Abenddämmerung. Im engen Abteil sind die Gespräche verstummt. Vielleicht ist es die Dämmerung, die auf die Menschen so wirkt, vielleicht das rhythmische Rädergestampfe ... Sogar die Kinder sind still geworden. Lediglich ein Seufzer unterbricht ab und zu die Stille.

Neben Alexej sitzt, auf einen knorrigen Stock gestützt und das schöne graue Haupt auf die Hände gesenkt, ein Greis. Aus seinem Gesicht mit den kleinen klugen Augen, aus den fest zusammengepreßten Lippen, aus seiner ganzen Gestalt spricht die Weisheit eines lebenserfahrenen Mannes. Von der Bank gegenüber betrachtet ein schwarzäugiges Mädel mit geblümtem Kopftuch unentwegt Alexej. Plötzlich spricht sie ihn in melodischer ukrainischer Sprache an:

„Und wohin fahren Sie, junger Mann?“

„Nach Sosnowka“, antwortet Alexej. „Ich bin schon bald da. Gleich kommt eine Brücke, und dann sind es höchstens noch zehn Kilometer.“

„Und wir sind aus der Ukraine“, sagt das Mädchen.

Alexej mustert das Mädchen, den Greis und die neben ihm sitzende vergrämte alte Frau. Er versteht ihren Kummer und nickt teilnahmsvoll dem Mädchen zu, als wollte er sagen: „Ja, ich verstehe. Der Krieg hat euch so weit verschlagen!“

„O-o-oh!“ seufzt die Alte. „Wir fliegen wie Zugvögel im Herbst, ohne zu wissen, wohin.“

Der Greis macht eine ungeduldige Bewegung.

„Weibergewäsch“, sagt er, ohne seine Haltung zu verändern. „Nach dem Ural fahren wir. Dort ist unser Werk ... Unsere Söhne sind dort“, fügt er mit fester Stimme hinzu.

Die Frau verstummt.

Die Räder stampfen. Leise knarren die Zwischenwände. In diese gewohnten Geräusche dringt plötzlich ein alarmierendes fernes Dröhnen.

„Was ist das?“ fragt das Mädchen.

Das Dröhnen wiederholt sich.

Aller Augen wenden sich dem Fenster zu und blicken himmelwärts.

Eine Frau, die ein Baby in den Armen hält, verfärbt sich. Alle horchen. Stille. Allmählich beruhigen sich die Menschen wieder.

Alexej holt seinen Tabaksbeutel aus der Tasche. Er dreht sich eine Zigarette und bietet auch dem Alten an.

„Greifen Sie zu.“

„Danke“, sagt dieser höflich und voller Würde. Er nimmt sich aus dem Beutel Machorka und gesteht mit einem gütigen Lächeln:

„Ehrlich gestanden, habe ich schon lange den Tabak vermißt.“

Sie rauchen.

„Und woher stammen Sie?“ fragt der Alte.

„Ich bin hier zu Hause. Sosnowka ist meine Heimat. Ich habe das Glück, meine Mutter besuchen zu dürfen.“

„Nach Hause, also?“

„Ja.“

„Für lange?“

Alexej verzieht den Mund zu einem trübseligen Lächeln.

„Tja, die Zeit, die ich hätte bleiben können, ist nun vorbei ... Morgen früh muß ich schon zurückfahren.“

„O weh, o weh!“ seufzt die Alte und schüttelt mitleidig den Kopf.

Der Greis blickt sie von der Seite strafend an, dann wendet er sich Alexej zu.

„Eine ganze Nacht bei Mutter zu Hause ... Das ist ein großes Glück, mein Sohn!“

„Und dann geht's wieder an die Front?“ fragt das Mädchen.

„Ja.“

„Und Sie haben doch sicher ein Mädchen?“

Alexej schweigt.

„Ja ... Aber sie ist nicht in Sosnowka ... Ich habe sie verloren“, gesteht er nach einer Pause und fügt sogleich leidenschaftlich hinzu: „Aber ich werde sie wiederfinden! Und wenn ich die ganze Welt umkrempeln müßte — ich werde sie finden!“

Der Alte schmunzelt.

„Richtig, mein Junge, die Liebe ist es wert ... Hast du einen Beruf?“

„Noch nicht ... Wenn ich vom Krieg heimkehre, werde ich studieren. Jetzt aber ist mein Beruf Soldat.“

„Soldat sein — das ist heute kein Beruf, mein Sohn, sondern eine Ehrenpflicht“, meint der Alte und wird nachdenklich.

Der Zug fährt durch die Nacht. Die Räder stampfen. Am Fenster fliegen in der Dämmerung Bäume, Häuser, Telegrafenmasten vorbei.

Alexej wird nervös.

„Bald bin ich zu Hause“, sagt er erregt.

„Und unsere Häuser bleiben immer weiter zurück ...“, ertönt wie ein Echo die Stimme der Frau.

Langgezogen pfeift die Lokomotive, dann noch einmal und wieder einmal.

Dem Wagen gibt es einen Ruck. Die Bremsen kreischen. Alexej stürzt zum Fenster, blickt hinaus, doch er kann nichts sehen.

Auf den Gleisen steht im Schein der flackernden Flamme eines Lagerfeuers ein Mann. In der erhobenen Hand hält er wie eine Fackel einen brennenden Holzscheit.

Der Zug bremst und bleibt stehen. Aus den Wagen springen Menschen und laufen nach vorn. Der Mann läßt seine Hand mit der Fackel sinken, wankt und setzt sich auf die Erde.

Der mächtige Scheinwerfer der Lokomotive reißt für einen Augenblick verbogene, aufgerissene Pfeiler der zerstörten Brücke aus dem Dunkel und erlischt wieder.

Einige Männer beugen sich über den Mann auf der Erde. Dieser sagt ihnen etwas, worauf sie rasch das Feuer löschen, während sie voller Unruhe zum Himmel blicken. Der Mann wird aufgehoben und in einen Wagen getragen. Er ist verwundet und stöhnt leise.

Alexej blickt wehmütig in die Ferne, auf den nächtlich schimmernden Fluß. Dahinter liegt sein Dorf. An der Lokomotive drängen sich aufgeregte Menschen. Alexej überlegt einen Augenblick und läuft dann entschlossen zum Fluß.

*

... Ein paar abgesplitterte Baumstämme dienen ihm als Floß, ein Brett als Ruder. Mit sicheren Stößen entfernt er sich immer weiter vom Ufer. Unter seinen Füßen plätschert das Wasser.

Schon hat er die Flußmitte erreicht. Er rudert weiter.

Vom Zug her dringen zu ihm aufgeregte Schreie. Alexej hält im Rudern inne, horcht und blickt alarmiert zum Himmel. Unheildrohendes Dröhnen erreicht sein Ohr.



Foto: Sovexport

Alexej holt mit dem Brett aus und rudert kräftiger. Ein schreckliches, durch Mark und Bein gehendes Heulen zerreißt die Stille, eine ohrenbetäubende Detonation erschüttert die Luft, ihr folgt eine zweite, eine dritte...

Alexej dreht sich um. Er sieht im Lichte der Explosionen Menschen hin und her rennen.

Plötzlich brennt der Zug lichterloh. Die Wasserfläche wird von sich ringelnden feurigen Schlangen übersät.

„Bestien!" brüllt Alexej mit wuterstickter Stimme und droht mit der Faust gegen den nächtlichen Himmel. „Bestien! Verdammte Bestien!"

Er beginnt fieberhaft zurückzurudern, dorthin, wo das Klagegeschrei der Menschen ertönt, wo Bomben krepieren. Er ist ja Soldat, und dort befinden sich Menschen in Not...

... Er legt am Ufer an und rennt mitten in die Hölle der Detonationen und in das Stöhnen der Menschen hinein.

... Er hetzt durch das lodernde Feuer, hin und her.

... Zusammen mit anderen schiebt er die brennenden Wagen vom Zug weg.

... Er schleppt Verwundete unter den Trümmern hervor.

... Er legt Verbände an.

... Er spricht Trost zu.

... Er trägt Menschen aus dem Feuer.

Und so geht diese Nacht vorbei, erfüllt von Detonationen und Stöhnen, von Tod und Leid.

*

Ein neuer Tag bricht an. Der Himmel wird heller. Stille. Ein kaum spürbarer Wind bewegt leicht die Blätter der Bäume. Ruhig und feierlich führt der Fluß seine Wasser. Und nur die Brückenpfeiler, herausgerissen aus dem lebendigen Leib der Erde, der zerstörte Zug und die schwelenden Wagenreste erinnern an die Tragödie der Nacht.

Die Lebenden stehen und sitzen bei den Toten. Sie klagen nicht, sie jammern nicht. Die Kräfte und die Tränen sind versiegt.

Die erst gegen Morgen eingeschlummerten Kinder wimmern im Schlaf. Ab und zu geht ein Zucken durch ihren Körper. Auf den Armen der jungen Mutter bewegt sich ein heilgebliebenes Häufchen Leben. Es schläft nicht, sondern saugt sachlich und gierig an der entblößten Brust.

Das Leben geht weiter. Die Nacht weicht dem anbrechenden Tag.

Der erschöpfte Alexej sitzt auf einem Baumstamm. Sein Gesicht ist verrußt. Seine Hand ist blutverschmiert. Die Sonne geht auf — sein Urlaub ist zu Ende. Mit müder Bewegung holt er den Tabaksbeutel aus der Tasche und kramt darin. Der Beutel ist leer, kein Krümelchen Tabak ist mehr drin.

Aus einem frisch eingetroffenen Zug eilen Menschen zur Unglücksstelle.

*

... Sanitäter verbinden die Verwundeten. Krankenträger bringen sie auf Bahren in den Zug. Alexej sitzt da, ohne sich zu rühren. Mit diesem Zug muß er seine Rückreise antreten.

„He, Soldat, rück weg, stör nicht...", sagt ein Sanitäter zu ihm. Alexej steht auf, läßt die Krankenträger mit einer Bahre vorbei und geht beiseite.

Aber auch hier ist er besorgten, hilfeleistenden Menschen im Wege.

„Was stehst du da?! Mach Platz!"

Alexej tritt gehorsam zur Seite. An ihm vorbei hasten von der furchtbaren Nacht zermürbte Menschen zu den Wagen und zerren schlaftrunkene, erschrockene Kinder hinter sich her.

In Alexejs Nähe bedrängt eine Gruppe Passagiere einen Mann, der einen Militärmantel ohne Schulterstücke trägt.

Alle reden durcheinander:

„Genosse, und warum soll ich..."

„Genosse, was soll denn mit uns werden? Wir können auf keinen Fall hierbleiben!"

„Aber hört mich doch an, Leute! Ich habe es doch schon erklärt ... Zuerst transportieren wir die Verwundeten und die Frauen mit Kindern ab. Alle übrigen bleiben da, bis der Zug zurückkommt. Genau in zwei Stunden ist er wieder hier!"

Alexej erwacht gleichsam aus seiner Erstarrung und wendet sich ruckartig nach dem Manne um.

„Zwei Stunden!" murmelt er vor sich hin und rennt flugs zum Fluß.

(Fortsetzung auf Seite 442)

Die große Familie

Ein halbes Dutzend Genossen steht im Vorraum des Lehrgebäudes der Einheit Bartsch vor dem großen Wandbild. Das junge Malerehepaar Hakenbeck schuf es gemeinsam für die Nationale Volksarmee.

Die Betrachter sind sich einig, es ist eine gute Sache, daß dieses Kunstwerk gerade hier angebracht wurde, gerade hier, wo es manchem Genossen vielleicht den ersten Schritt zur bildenden Kunst ermöglicht. Doch leider wurde von seiten der Klubleitung nichts getan, den Genossen diesen Schritt zu erleichtern. Der Vorraum ist so ungemütlich eingerichtet, daß er nicht dazu verlockt, sich gerade dort aufzuhalten und das Gemälde in Ruhe zu betrachten. Es wurden keine Diskussionen über das Kunstwerk organisiert, niemand kümmerte sich um die jungen Maler und bat sie, ihre Arbeit zu erläutern. Das vor allem ist ein bedauerlicher Mangel, denn beide Teile, die Genossen der Einheit B. und die jungen Künstler, könnten gewiß eine Menge bei einem Gedankenaustausch lernen. — Auch in diesem Punkte sind die Genossen einer Meinung. „Manches würde man vielleicht ganz anders sehen", meint ein Soldat, „bekäme man es von den Künstlern erklärt. Es ist mir zum Beispiel gar nicht klar, weshalb die einzelnen Menschengruppen des Gemäldes so und nicht anders angeordnet sind." Ja, hier könnten die Hakenbecks manches erklären, manchen den Weg zur Kunst erleichtern. Und die Maler würden gewiß gerne hierherkommen, um Rede und Antwort zu stehen!

Sie sollen nun bald eingeladen werden, versichert uns der Klubleiter. Wir hoffen, daß es nicht nur bei dieser Versicherung bleibt.

Interessant wäre es zum Beispiel, über Besonderheiten der Wandmalerei zu sprechen, zu erklären, daß es bei dieser Kunstgattung als einziger möglich ist, in einem Werk, gleichsam erzählend, einen historischen Ablauf wiederzugeben, ganz anders als in den übrigen Werken der bildenden Kunst, die sich darauf beschränken, einen bestimmten Augenblick oder eine Stimmung wiederzugeben.



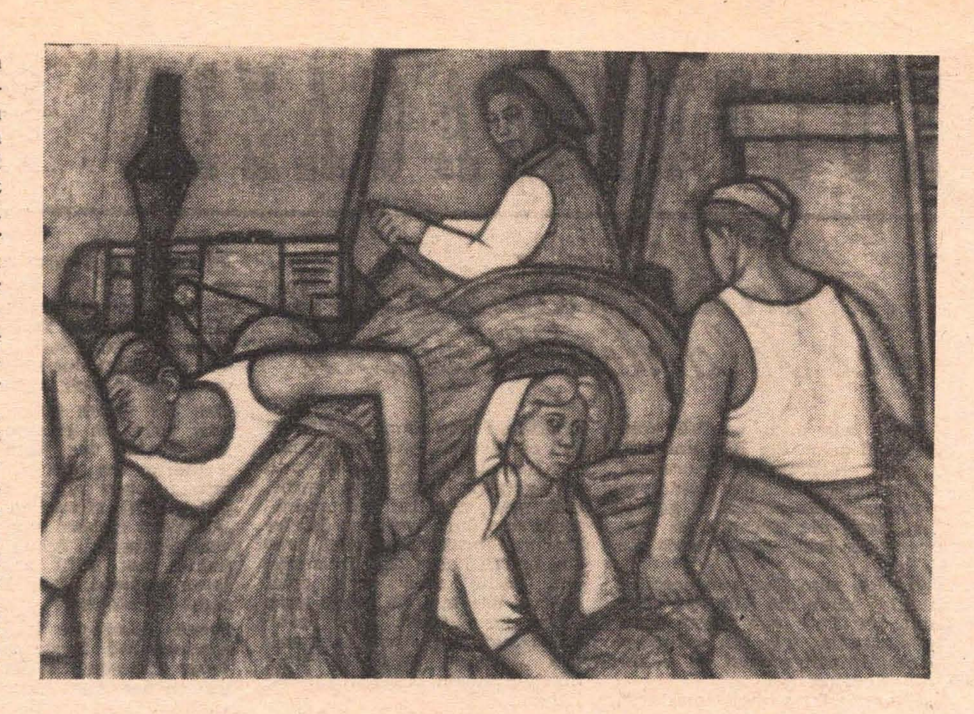
Bei unserem Wandbild handelt es sich gerade um einen solchen „gemalten Bericht". „Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik" lautet das Thema des Werkes. Sein Anliegen ist, zu erzählen von den letzten fünfzehn Jahren unseres Lebens.

Wie haben die Hakenbecks dieses Problem gelöst?

Im linken Bildteil sehen wir einen kahlen Baum anklagend seine Äste über Trümmer recken. Eine verzweifelte Frau preßt schützend ihr Kind an sich. Hier beginnt die „Erzählung". Die nächste Gruppe symbolisiert den Neubeginn des Lebens, mit dem helfenden Sowjetsoldaten und den ziegel-



putzenden Frauen. Weiter rechts folgen Bauarbeiter, eine Gruppe Diskutierender. Die Mitte zeigt den Soldaten im Verein mit dem Stahlwerker und einem Sportler. Im Hintergrund Mutter und Kind. Die rechte Hälfte wird beherrscht von der Szene der erntenden Bauern. Ausgezeichnet ist der Gedanke, hier verkörpert in den Figuren der Soldaten beim Ernteeinsatz, die Stellung unserer Streitkräfte als einer Armee des friedliebenden Volkes zu zeigen. Doch diese Gruppe hat noch eine andere Bedeutung. So wie die anklagende Gestalt der Mutter sofort an die Kriegszeit erinnert, verbindet jeder das Motiv der Ernte mit dem Gedanken an Frieden und Wohlstand. Diese Gruppe ist sozusagen das Symbol für das ständig sich verbessernde Leben unserer Bevölkerung. Die Kinderdarstellungen in der rechten Bildhälfte betonen noch diese Aussage und berichten gleichzeitig von unserer Fürsorge für die junge Generation, für die Menschen, die unser aller Werk einst weiterführen werden.



Unglücklich hingegen wirkt die Fischerszene ganz rechts. Man hat das Gefühl, als haben dort die Maler die übriggebliebene Fläche irgendwie ausfüllen wollen. Doch ist das Gemälde auf diese Weise nicht bereichert oder abgeschlossen. Auch stehen in der linken Bildhälfte die beiden Arbeitergruppen nicht motiviert genug nebeneinander. Hier ist das Malerehepaar, bei der Bemühung, Typisches zu gestalten, ins Schematisieren verfallen. Dadurch sind die Zusammenhänge und Schwierigkeiten unseres Aufbaus in dieser Darstellung zu kurz gekommen.

Abgesehen von diesem Mangel — man darf auch nicht vergessen, daß das Wandbild die erste Arbeit der Hackenbecks in solchen Ausmaßen ist — erfreut sich der Beschauer an den wohltuend ausgewogenen Farben. Warme Grün- und Brauntöne bestimmen die Farbatmosphäre des Gemäldes.

Doch immer wieder zieht es das Auge zu den gelungensten Ausschnitten des Bildes, zu der zutiefst erschütternden Figur der leidenden Mutter bei Kriegsende, zu den in überzeugender Bewegung seitwärts gewandten diskutierenden Arbeitern, zu den liebevollen, ein Bäumchen pflanzenden Kindern und zu der bereits erwähnten Erntegruppe. Gerade diese Details zeigen in ihren fein beobachteten Gesten das Können dieser zweifellos sehr begabten jungen Maler, wie auch ihre Parteinahme. Leider hat die Beobachtungsgabe der Künstler an einem Punkt versagt:

Der Klubleiter berichtet, das Gemälde habe den Spitznamen „Eine große Familie“ erhalten. Auf mein erstauntes „Wieso?“ meint er: „Alle Figuren des Bildes müssen wohl von einem Vater stammen, sonst könnten sie sich nicht so ähnlich sein.“ Betrachtet man die Köpfe einzeln, so wirken sie durchaus überzeugend, doch im Nebeneinander des breiten Gemäldes scheinen sie zu gleichartig. Es ist den Künstlern nicht ganz gelungen, die schöne Vielfalt des menschlichen Antlitzes einzufangen.

Wahrscheinlich wäre es möglich gewesen diesen Mangel zu überwinden, hätte man schon vor der Vollendung des Kunstwerkes mit den Malern über ihre Arbeit debattiert.

Gerade hier beweist es sich erneut, wie wichtig es ist, daß jeder Künstler einbezogen wird ins Leben der Werktätigen, welche Rolle der ständige Austausch der Meinungen, der tägliche Kontakt mit Laien für die Arbeit unserer Maler, Graphiker oder Bildhauer spielt.

Hoffen wir, daß es die Genossen, die nun seit einigen Monaten Besitzer eines Kunstwerkes sind, in Zukunft besser verstehen, von der Kunst Besitz zu ergreifen, daß sie „ihren Künstlern“ bei der weiteren Entwicklung helfend zur Seite stehen.

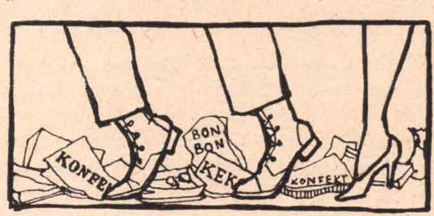
Doris Pollatschek



KULTURMAGAZIN · Literatur, Kunst, Kulturpolitik

..... und die Ansichten des Soldaten Blatusek

Woll'n wir doch neulich zum Fußball gehn, die Bibi und ich, unsere Mannschaft moralisch unterstützen, wie der Kommandeur zum Morgenappell gesagt hat, weil die Technik ist gut, woran es fehlt ist nur noch die Moral.
Wie ich zum Tor rauskomme, wartet schon die Bibi auf mich mit der Tute von ihrem kleinen Bruder, was ein wichtiges Unterstützungsmittel ist – für die Moral.
„Wenn wir schnell machen",

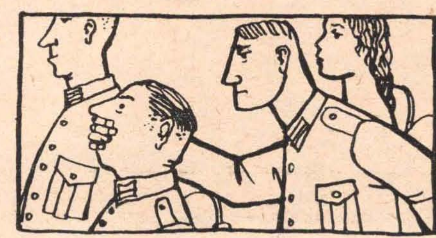


sag ich, „können wir noch sitzen."
„Ick steh mehr uff Kino", sagt die Bibi. „Bei euch drin jehmse ‚Skandal im Dunkeln'!"
Ich muß ihr das unbedingt ausreden mit dem „Skandal" bei uns, weil sie hat nicht gern gewisse Bemerkungen und sage: „Das soll ein ganz mieser Film sein!"
„Nee", sagt die Bibi, „is'n neuer DEFA-Film."
„Wir werden nur noch auf der ersten Reihe Platz kriegen, wo die Leitung sitzt bei Festveranstaltungen und also frei ist", sag ich, „eventuell auch gar keinen. Vielleicht läuft d e r Film heute überhaupt nicht, wir haben selber eine Filmbasis."
„Na, probieren wir's doch mal", sagt die Bibi.
„Wolln wir nicht vielleicht lieber in den Vorführraum gehn", frag ich, „weil da ist's gemütlicher?"
„Sieht man da auch allet?" fragt die Bibi.
„Ja". sag ich, „nur man hört nichts. Aber es ist trotzdem prima, weil dort sind zwei dufte Maschinen."
„Ick jeh aba nich ins Kino wejen dufte Maschinen!" sagt die Bibi, und sie meint das so wie sie's sagt. Es hilft nichts, wir gehen in unser Kino rein. Wir waten durch leere Keksschachteln und Bonbonpapiere, daß es raschelt, wie wenn man im Herbst spazierengeht, und ich versteh überhaupt nicht, daß man nur in Ausgehuniform rein darf, wo doch Stiefel hier viel praktischer sind, was das betrifft. Auf der dreizehnten Reihe sind noch zwei Plätze. Wir hin. Da geht's auch schon los: „Oho", und „ooh" und „oho" usw. Einer sagt was von „Puppe", aber ich steig ihm gleich ein bißchen auf die Zehen.
„Daß d e so'n Schlag hast bei dein' Kumpels", sagt die Bibi. Ausgerechnet der Manni sitzt vor ihr, wo immer ganz ordinäre Sachen im Munde führt. Ich sag: „Willst du nicht vielleicht lieber auf meinen Platz, Bibi?"
„Denkste", sagt sie, denn vor mir sitzt der Christian, was ein ganz langer ist. Über eine Stunde passiert nichts, aber dann wird's kritisch, weil es fängt der „Skandal" an, was der Hauptfilm ist. Nach der nächsten halben Stunde stelle ich fest: Du hast Glück, das ist ein Film wo mit wenig Liebe gemacht ist und das Liebespaar liebt nicht, sondern redet.
Doch dann kommt 'ne Stelle mit Ostsee und Nacktbaden und so. Der Manni macht schon den Mund auf, aber da ruft 'ne laute Stimme mit dienstlichem Charakter: „Nichtschwimmer raustreten", und es gibt'n Betrieb, daß die Bemerkungen vom Manni und den anderen einfach untergehen und auch das Rauschen von der Ostsee.
Dann kommt ein ungefährlicher Akt, wo nichts weiter passiert, außer Diskussion eine halbe Stunde lang, und die einzige Handlung ist, daß im Kino ein paar Bierflaschen zischen und fünfzehn Mann rausgerufen werden – einzeln. Ich stelle fest, es riecht nach Fußlappen, stark, und brenn mir 'ne Pit an, welche ebenfalls stark riecht, wegen der Bibi, aber da ist gleich die Feuerwehr da und aus.
Jetzt ist der Manni wieder fällig, denk ich, und schieb ihm schnell 'ne Hand voll Kekse in den Mund, aber das ist rausgeschmissenes Geld, weil es kommt nicht dazu, was ich gedacht hab. Die Annechristel, wo die Hauptperson ist, malt ein Bild statt dessen. Dann, ein paar Tage danach kommt doch noch die Stelle. Der Neubau ist fertig, der Annechristel ihr Bild auch, und ihr Freund hat keine Schlacken mehr, also, das ist der Moment, wo man sich liebt, und die Musik weist auch darauf hin.

Ich ahne das Schlimmste, was den Manni betrifft, hol die Fußballtute raus, grad noch rechtzeitig, und blas rein, was das Zeug hält.

Der Manni kommt vor Schreck erst gar nicht dazu, was Anstoßendes zu sagen, sondern fährt rum, sieht die Bibi und wird ganz klein.
Aber die anderen ...!
Ich geb Dauerton wie nach'm Foul.
„Jetzt tobt der janze Saal wejen dir!" faucht die Bibi wütend.
„Nicht nur daß se ordinäre Sachen sagen, jetzt hupen se auch schon, wenn se sich küssen!" sagt der Christian.
„Sind wa hier etwa bei der Körperkultur?" fragt die Bibi.
„Nein", sag ich, „aber auch nicht beim Stummfilm!"
Wie wir rausgehen, sagt die Bibi: „Mit dir kann man sich einfach nirgendswo sehen lassen, wenn's was mit Kultur zu tun hat. Nich mal im Kino."

Zeichnungen: Horst Bartsch





Werner Hermann

Er ist Hauptmann und war Zimmermann. Er ist freundlich, kann aber auch fuchtig werden, wie ein Brigadier fuchtig wird, wenn die Arbeit nicht stimmt.
„Ich bin gegen Schmöker. Zuletzt habe ich gelesen ‚Tabak', ‚Im Garten der Königin' und ‚Frühling an der Oder'. Am besten haben mir die Filme gefallen ‚Ein Menschenschicksal', ‚Kraniche ziehen' und ‚Ballade vom Soldaten'. Schön war, der Soldat hat nicht an Heldentaten gedacht. Der Film war nicht überzogen."
Seine Kompanie ist eine besondere mit Soldaten wie in jeder anderen. Sie ist vorbildlich in der Ausbildung. Sie ist vorbildlich in der Kulturarbeit.
Die Soldaten haben eine vorbildliche Disziplin. Es entstand dort ein Kabarett (wofür einer Gitarre spielen lernte), eine Singegruppe (mit den Assen, was die Stimme betrifft), ein Kompaniechor (für alle), eine Kunstkraftsportgruppe (mit dem FDJ-Sekretär als Obermann).
Wie die Soldaten Zeit dafür bekamen?
„Ich habe Komplexausbildung gemacht, da waren der Mittwochnachmittag und der Donnerstagnachmittag frei für Kultur und Sport. Ich habe mitgesungen im Kompaniechor wie alle anderen. Natürlich macht das was aus, wenn die Soldaten sehen, der Hauptmann stellt sich auch in den Chor und singt auch nach der Pfeife vom Unteroffizier. Das verbessert gleich die Disziplin in der ganzen Arbeit."
Sie spielten im Winterlager, beim Ernteeinsatz, im Ortsbiwak. Hat die viele Kulturarbeit nicht den Dienst behindert?
„Nein. Die Soldaten haben durch die Kultur mehr Lust zur Arbeit. Und die Bauern in D. sagten: ‚Das haben wir nicht gedacht, daß unsere Soldaten so sind. Wann kommt ihr wieder?'"



Zu Ehren des 70. Geburtstages des Arbeiterdichters Erich Weinert fand im Haus der Armee Eggesin eine Feier statt. Es rezitierten vier Künstler der Gastspieldirektion, als Besucher waren erschienen: drei Frauen, fünf Offiziere, zwölf Soldaten (!)
In der Einheit Wiegand gestaltete jede Kompanie eine Erich-Weinert-Feier.

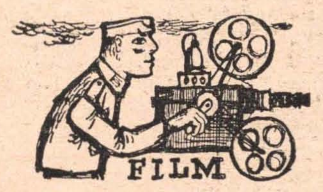
Bei den Zwischenausscheiden der Treffen junger Talente des Bezirks Frankfurt/Oder am 7. 8. in Golzow qualifizierten sich für den Endausscheid u. a. die Genossen Oberleutnant Schwarzbach (Gesang), Oberfeldwebel Röttig (Puppenspiel) und das Kabarett „Der Stachel"

des Ministeriums für Nationale Verteidigung.

Der zentrale Literaturzirkel junger Autoren der Nationalen Volksarmee traf sich am 30. und 31. 7. zu seiner 16. Tagung. Genosse Wesolek las aus seinem neuen Buch „Havarie", Genosse Senkbeil aus einer neuen Erzählung. Mit Beiträgen, die die Arbeit der Volkspolizei zeigen, stellten sich die Genossen Girra und Beck als neue Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft vor.

Genosse Oberleutnant Moll hat an seinem Standort zwei Zirkel für Bildnerisches Volksschaffen gegründet und arbeitet regelmäßig mit den Teilnehmern. Ein Zirkel besteht in der Wohnsiedlung D. Zu ihm gehören sechs Frauen von Armeeangehörigen. Der zweite Zirkel arbeitet in der Dienststelle, an ihm nehmen zehn Armeeangehörige teil.

Die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen ist ab sofort wegen wichtiger Bauarbeiten für den Besucherverkehr gesperrt. Interessierte Besucher können in dieser Zeit die von Sachsenhausen 80 km entfernte Nationale Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück bei Fürstenberg/Havel besichtigen.



SEILERGASSE 8. VP-Hauptmann Schirding, Leiter der Mordkommission, muß seinen eigenen Sohn unter Mordverdacht stellen. Das ist die erregende Grundsituation des Kriminalfilms „Seilergasse 8". Wir erleben die Geschichte des Kommissars Schirding, der schon vor 1933 in der Arbeiterbewegung gekämpft hat, der heute im Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens steht und über der Arbeit seinen Sohn vergißt.

Erst in dem Augenblick, als Peter Schirding zum „Fall" wird, beginnt sich sein Vater für ihn zu interessieren. Die Schöpfer des Filmes hätten sich mehr auf diesen Konflikt zwischen Vater und Sohn konzentrieren sollen, die Geschichte wäre reicher geworden an innerer Spannung, an echter gesellschaftlicher Problematik unserer Zeit.

Der Hauptkonflikt ist im Film nicht genügend interessant gestaltet, weshalb auch die politische Aussage ein wenig oberflächlich durch die Geschichte des Mörders vermittelt werden mußte.

Es ist schön, daß in diesem Film ein ganzes Haus mitspielt, ein Ingenieur, ein Musiker, ein Maschinenschlosser, viele Figuren, die uns in lebhafter Erinnerung bleiben.

Doch über den Alltag eines Hauses hinaus erleben wir den Alltag einer ganzen Stadt, der Hafenstadt Rostock, und so fesselt uns durch eine Fülle von Details unser Leben mit seiner Vielfalt, seinem Humor und seinen tausend kleinen und großen Problemen.



„TANKER DERBENT". Roman von Jurij Krymow. Bassow ist ein schwieriger Mensch, ein Querulant, unzugänglich und dickköpfig. So sehen ihn fast alle seiner Kollegen und so sieht ihn auch seine Frau Musja. Sie ist jung und lebenshungrig, Bassow dagegen ist die Pflicht zum Lebensinhalt geworden. So lehnt er sich gegen den alten Trott im Betrieb auf und schafft sich Feinde. Als es gelingt, ihn auf Tanker „Derbent" zu versetzen, scheint die Ehe völlig gescheitert. Mit 20 000 Tonnen Frachtrückstand, einer undisziplinierten Mannschaft und dazu von einem charakterschwachen Kapitän befehligt, steht die „Derbent" im schlechtesten Ruf unter allen Schiffen der Naphthaflotte. Für einen einzelnen, wie den Obermechaniker Bassow ist es aussichtslos, diesen Zustand zu ändern, doch die um ihr Ansehen und ihre Prämiengelder gebrachte Mannschaft gibt schließlich Bassows beharrlichem Drängen nach. Sie erreicht den Sieg im Wettbewerb und schafft sich zusätzliche Anerkennung durch ihre dramatische Rettungsaktion beim Brand des Schwesternschiffes. Bassows schönster Lohn ist es, nicht nur Freunde gefunden zu haben, sondern auch die neue Liebe der inzwischen gereiften Musja. Krymows Buch ist interessant und erfreulich lebensecht geschrieben.



„SIE KÄMPFTEN FÜR IHRE HEIMAT" von Michail Scholochow. Mit einem künstlerischen Vermögen, wie es nur wenige besitzen, schildert Scholochow den Kampf einer Truppe gegen die faschistischen Aggressoren. Allein diese Inhaltsnotiz besagt wenig für denjenigen, der die Personen nicht kennt, die der Autor uns derart meisterhaft gestaltet begegnen läßt. Es sind Soldaten eines oft dezimierten Regiments, die immer wieder vor dem Feind weichen müssen. Sie schlagen sich tapfer, doch ist niemand unter ihnen, der von jenen unwirklichen heroischen Glorienschein umgeben wird. Lopachin, Strelzow und selbst Kotschetygow, der — dies ist eine der ergreifendsten Stellen — zu Tode verwundet noch den ihn zermalmenden Panzer erledigt, sie alle sind Menschen, die nun, da der Feind sie dazu gezwungen hat, sich ihm entgegenstellen. Die Erlebnisse der Soldaten auch in den Pausen des Kampfes, ihre Gedanken und ihr Umgang miteinander bringen uns die Gestalten dieser episodenreichen Erzählung menschlich nahe. Es ist ein Werk, das mit großer dichterischer Ausdruckskraft und zuweilen auch mit freundlichem Humor unheldisch vom großen Heldentum sowjetischer Menschen berichtet. Beide Bände erschienen in der Reihe „Kämpfende Kunst".



Zelluloid ist geduldig —

Wie „Film-Telegramm" Hamburg mitteilt, sind in Westdeutschland gegenwärtig für 1,65 Millionen D-Mark Filme und Tonbildreihen geplant, die Jugendliche zum freiwilligen Eintritt in die Armee der Bonner Atomkrieger verlocken sollen.

Das Bonner Kriegsministerium erhofft sich davon eine bedeutende Hilfe bei der Werbung für die westdeutschen NATO-Truppen.

Einen Werbefilm für die Bundeswehr dreht eine private Produktionsfirma gegenwärtig auf dem Truppenübungsplatz Münsingen in der Schwäbischen Alb.



ist's der Bundesbürger auch?

UNKULTURMAGAZIN

„Aktion Feindberührung"

Der Ortsverband München der Internationale der Kriegsdienstgegner hatte die Wehrpflichtigen des Jahrgangs 1940 zu einer Veranstaltung eingeladen. Es erschien auch ein starker Störtrupp der 3. Heeresoffiziersschule München mit zwei Schulungsoffizieren. Zunächst wurde ein Film vorgeführt. Er zeigte Bilder von Hiroshima. Die Offiziersanwärter:

„Na und, was ist schon dabei?" Bilder zerfetzter Menschenleiber, verbrannter Kinder.

Gelächter der OAs. und Zwischenrufe: „Ist doch alles Schwindel. Tut doch nicht so, als ob ihr Mitleid habt. Wieviel Rubel bekommt ihr für diesen Film? Lieber tot als rot. Wo gehobelt wird, fallen Späne."

Dann begann die Diskussion. Eine ältere Versammlungsteilnehmerin schilderte, daß ihr Mann und Sohn ihr Leben im zweiten Weltkriege lassen mußten.

Die OAs.: „Da haben sie eben selbst Schuld gehabt!" Und dann traten s i e einer nach dem anderen auf, um zu sagen, was ihnen von Strauß eingeimpft wird:

„Der Iwan wartet nur darauf, uns zu schlachten. — Die Bundeswehr muß mit allen zur Verfügung stehenden atomaren Waffen ausgerüstet werden, damit die Politik der Bundesregierung durchgesetzt werden kann. — Mit den Russen gibt es kein Verhandeln. Diejenigen, die die OAs. drillen und vergiften, sind aktive Nazioffiziere. Einer meldete sich zu Wort. Er sagte: „Der einzige Fehler Hitlers war, daß er das Bündnis zwischen Polen, England und Frankreich nicht ernst genommen hat. Den Russen muß man mit der Waffe in der Hand gegenübertreten und nicht mit Lehrbüchern und Notizheften der Studenten."

Durch diese Erklärung angestachelt, meldete sich der OA. von Borkel zu Wort. Er schrie mit sich überschlagender Stimme: „Ich bekenne mich bereit, bis zum letzten Blutstropfen gegen den Osten zu kämpfen; ich bekenne mich als Berufssoldat, ich bekenne, daß ich aus einer alten Familie von Berufssoldaten stamme!"

Das ist kein Einzelfall, sondern System. Im sogenannten „Staatsbürgerlichen Unterricht" lernen die Angehörigen der Bundeswehr, wie sie antimilitaristische Veranstaltungen dieser Art zu sprengen haben.

Mit der Nr. 12/1959 der Reihe „Hefte für staatsbürgerliche Bildung und psychologische Rüstung" legt der Führungsstab der Bundeswehr dafür eine Art Rezeptbuch vor. Das Heft enthält die Lektion: „Jahrgang 22 — ein psychologisches Gefecht bei Korn und Bier." Folgende Methoden werden darin für die Aktionen „Feindberührung" empfohlen:

1. Fangfragen stellen. „Es gibt Mittel und Wege, um solche Leute wenigstens dazu zu zwingen, sich zu entlarven."
2. „Lange Monologe halten, um möglichst viel Argumente unterzubringen, um Zeit zu gewinnen, um die gegnerische Seite am Sprechen zu hindern."
3. „Brüllen!"
4. „Tumulte vom Zaune brechen ... Ein solcher Tumult hat unter Umständen ansteckende Wirkung auch auf Unentschiedene."

Womit sich wieder einmal zeigt, welcher Art die „Demokratische Grundordnung" ist, zu deren Verteidigung angeblich die Bundeswehr da sein soll.

Bernd Schirmer

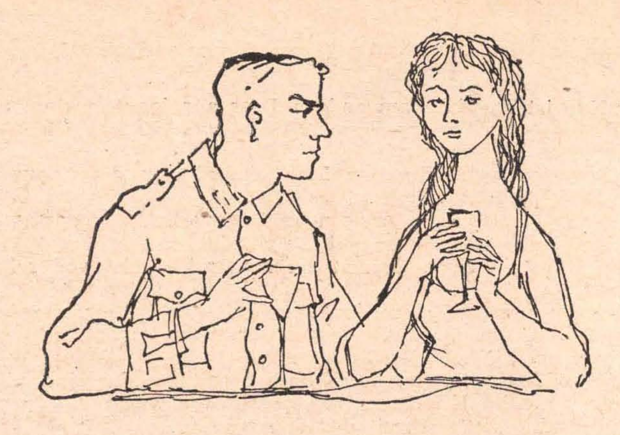
....dit..da..dit..dit

In dem märkischen Städtchen B. wimmelt es von Feriengästen, denn die Landschaft ist reizvoll: ausgedehnte Wälder, gepflegte Parks, Höhen, Seen ringsum.
Es ist Frühling, beinahe Sommer. Wie kann man in solch einer Jahreszeit und bei so herrlichem Wetter so ein Gesicht ziehen wie Gerd, der im Garten des Strandcafés sitzt? Er hat sich ein kleines Helles bestellt. Alle jungen Leute tragen bunte Kleider, Campinghemden und kurze Hosen, stellt er fest und blickt an sich hinunter und sieht nur grau, nichts als grau bis auf die paar silbernen Knöpfe und den silbernen Blitz auf dem linken Ärmel. So einen Blitz kriegt jeder, der Funker ist.
Gerd trommelt gelangweilt mit den Fingern am Bierglas: dit-dit-dit, da-da, dit-da-da-da, meistens aber dit-da-dit-dit. Seltsam, das „Dit-da-dit-dit" hört man überall heraus. Immer nämlich, wenn man „Dit-da-dit-dit" hört, hört man „ich liebe dich", weil man's wegen des ähnlichen Klangbildes so gelernt hat, am Anfang, als Eselsbrücke. Unweit von Gerds Tisch kichern Mädchen. Gerd blickt hinüber. Die Mädchen sind im Begriff, das Gartenlokal zu verlassen. Schade, denkt Gerd. Plötzlich zuckt er zusammen. Ist das nicht ...? Ach, Unsinn, wie soll denn die hierher kommen. Außerdem hatte Heidi langes Haar gehabt. Und die dort trug das Haar kurz. Schade.
Gerd blickt hinaus auf den See und sieht das Wasser glitzern. Es müßte schön sein, hierzusitzen mit einem Mädchen, mit so einer wie Heidi, denkt er. Ich würde ihr bestellen, was sie möchte. Berliner Weiße? Erdbeertorte? Bitte schön.
Es müßte doch nett sein, wenn sie einen anlächelt, daß ihre Grübchen zu sehen sind. Vielleicht würde sie sagen: „Guck mal, dort, das Segelboot. Schön, nicht?" Gerd nickt in Gedanken. „Sehr schön", bestätigt er dem Mädchen gegenüber. Doch da wird ihm klar, daß dort ja überhaupt niemand sitzt, und er trommelt wieder an seinem Bierglas.
Seltsam, das Mädchen, das vorhin an einem der Nachbartische gesessen hatte und Heidi irgendwie ähnelte, brachte sie ihm wieder in Erinnerung. Es war am ..., richtig, am 14. November war es. Nun ist schon ein halbes Jahr vergangen. Es war, entsinnt sich Gerd, der letzte Abend in Zivil. Morgen sollten sie die Personalausweise abgeben, er und Wolfgang, sein Freund. Mit ihm, der aus dem Nachbarort kam, traf er sich an jenem letzten Sonntag in dem gemütlichen Berggasthaus. Wolfgang hatte seine Freundin mitgebracht, und die wiederum die ihre. Diese trug ihr schwarzes Haar so lang, daß Gerd beim Tanzen andauernd in Versuchung kam, daran ein ganz klein wenig zu ziehen.
„Wie heißt du?"



„Heidi heiß' ich." Sie mochte siebzehn sein. Sie tanzten oft zusammen, sie tranken auch Wein. Er sagte ihr, daß sie sich wohl so schnell nicht wiedersehen würden, denn morgen zöge er die Uniform an. Sie hielt das Weinglas vor den Lippen, trank aber nicht, setzte es auch nicht ab, sie war wie erstarrt. Erst viel später fragte sie: „Hast du keine Freundin, mit der du Abschied feiern kannst?"
Gerd überlegt. „Doch", sagt er.
„Warum hast du sie denn nicht mitgebracht?"
„Sie ist ja hier."
Sie lächelte. So ein Lächeln kann man nicht vergessen, gewiß nicht.
Weil es so warm war im Saal, schlug er vor, ein bißchen frische Luft zu schnappen. Zögernd folgte sie ihm. Draußen schien der Mond. Doch Gerd hatte sich geirrt: Sie ließ sich nicht küssen. Sie entzog sich ihm kichernd und rannte weg. Er ihr hinterher. Erst im Saal erreichte er sie, und schon wirbelte er wieder mit ihr übers Parkett. Als sie wieder Wein tranken, stießen sie an auf ein „baldiges Wiedersehen".
Es war schon spät, als sie vor ihrem Hause standen. Da sie sich nicht küssen ließ, merkte er, daß sie anders war als irgendeine. Sie gab ihm ihre Adresse.
„Gute Nacht", flüsterte sie. Er reichte ihr die Hand. Einen Herzschlag lang spürte er ihre Lippen auf den seinen. Doch gleich sprang sie die Treppe hoch.
„Du, schreibst du mir?"
„Nein", sagte Gerd ...
Auch Heidi hatte nicht geschrieben, denn welches Mädchen schreibt wohl einem Jungen zuerst? Gerd hatte zwar einen Neujahrsgruß geschickt, sie also nicht vergessen. Aber was bedeutet schon so ein vorgedruckter Gruß mit dem unpersönlichen „sendet Gerd"! Sicher hat er ein ganzes Dutzend solcher Karten verschickt. Sie hatte gehofft, ihn mal zu treffen, wenn er auf Urlaub kam; doch sie lief ihm nicht nach, natürlich nicht. Andere Jungen machten ihr schöne Augen, aber sie mochte solche Blicke nicht. Als sie den Ferienplatz in der Märkischen Schweiz bekommen hatte, fuhr sie nach B. in der stillen Hoffnung, Gerd zu treffen; denn sie wußte, daß B. das Ausgangsrevier der Soldaten aus der abgelegenen Dienststelle W. ist. Jeden Soldaten, dem sie begegnet, schaut sie sich gründlich an, aber niemals ist es Gerd.
Sie hat Freundinnen gefunden, mit denen sie wandern geht und Boot fährt und an heißen Tagen schwimmt ... Wie die anderen tollt sie mit den Jungen im Wasser und im Sand umher, und der eine mit dem schwarzen, kurzgeschorenen Haar ist wild hinter ihr her. Sie muß immer so lachen, wenn sie ihn ansieht. Als sie nebeneinander auf dem Brett sitzen und das Wasser ihre Füße kitzelt, sagt er: „Man hat's nicht leicht, durchaus nicht. Die Mädchen hier, die, ach, na ja, es ist selten, daß man mal 'ne nette Bekanntschaft macht."
Dabei blinzelt er sie an, und sie muß lachen. Er schlägt ihr einen Spaziergang vor. Sie willigt ein. Nur so, sagte sie sich.
Natürlich ist sie überrascht, als der Kurzgeschorene am Ausgang des Bades in Uniform vor ihr steht.
„Ach, Sie sind Soldat ..., da kennen Sie vielleicht auch Gerd Baumert?"
„Freilich, den kenne ich. Was ist denn mit ihm?" fragt er zurück. Sie erzählt ihm etwas von damals, nicht alles, versteht sich. Und er soll ihn unbedingt grüßen, den Gerd, und ob er nicht mal herauskommen könne, der Gerd, und wann denn. Der Kurzgeschorene verzieht sein Gesicht so sehr, daß ihm die Mütze in die Stirn zu rutschen droht.
„Leider nicht, leider nicht. Gerd ist nämlich ..., ist nämlich ... versetzt."
„Ach ...", hauchte Heidi, und sie begreift es erst ganz langsam, und der schöne Traum fliegt weg, fliegt weg wie ein Luftballon.
„Ach ... versetzt ... Aber sicher kommt er doch bald wieder, ja?"
„So schnell nicht", meint der Kurzgeschorene. Er grinst. Heidi ist betrübt, der Urlaub hat auf einmal viel von seinem Reiz eingebüßt.
Der Kurzgeschorene lädt sie für Sonnabend ein zum Tanz.
Hans Kellermann und Gerd Baumert rutschen auf den Knien durch die Stube und schrubben und schrubben.
Gerd brummelt: „Wieder keine Post. Zum Kotzen."

„Vom wem willst denn du schon Post haben, du Marke. Aber ich! Ich! Stell dir vor, meine Verlobte hat geschrieben, daß sie vielleicht ein Kind kriegt. Sie wüßte es aber noch nicht genau. Und nun zittere ich und warte. Zittere und warte. Sie hat schon drei Tage nicht geschrieben, drei Tage." Das sagt Hans Kellermann, und tatsächlich, er zittert ein wenig. Dann meint er: „Jedenfalls Gerd, gehn wir heute aus, ein Bier trinken."
Nach einer Weile fügt er hinzu: „Oder auch drei."
Weißleder – so heißt der Kurzgeschorene – fläzt sich auf seinem Bett und meint: „Bleibt lieber hier. Draußen ist sowieso nichts los." Dann ruft ihn der Hauptfeldwebel aus dem Zimmer. Gerd und Hans Kellermann liegen auf den Knien und schrubben, damit das Linoleum wieder heller wird. Plötzlich feuert Gerd den Bohnerlappen in die Ecke.
„Fertig?" fragt Kellermann und bohnert weiter.
Da bohnert auch Gerd weiter, denn Kellermann versteht ihn ja sowieso nicht.
Später, wie sie so dahingehen, schaut Gerd von der Seite Hans Kellermann an. Und er denkt: Ach, ich müßte eine Freundin haben, etwas, das munter hält, wenn man einschlafen will, etwas, das einen wärmt, wenn man friert, einen Menschen, der einen anlächelt, ein Mädchen.
Die beiden gehen in eine Gaststätte.
„Und deine Helga kriegt ein Kind?"
„Wahrscheinlich. Prost!"
Sie trinken.
„Wie fühlst du dich?"
„Ich würde sie auch so heiraten. Bloß: wie soll ich das meinen Eltern klarmachen?"
Sie trinken.
Gerd, nichts gewöhnt, kann nach einer Weile nicht mehr verbergen, wie angeheitert er ist.
„Du", sprudelt er, „ich möchte jetzt tanzen ..."
„Wir gehen nachher in den Märkischen Garten", verspricht Hans, „aber erst, wenn's keinen Eintritt mehr kostet."
Inzwischen spazieren durch den Stadtpark Heidi und Weißleder, der Kurzgeschorene.
„Dort, siehst du die Bank?"
Heidi sträubt sich. „Tanzen möcht' ich."
Auf ihr Drängen hin gibt der Kurzgeschorene schließlich nach. Der Vorsicht wegen wirft er zuerst allein einen Blick in den Märkischen Garten, hält Ausschau nach irgend jemandem. Als er dann mit Heidi den Saal betritt, sind Dutzende staunende Soldatenaugen auf ihn gerichtet. Sie unterhalten sich, sie tanzen, sie trinken Wein. Und der Kurzgeschorene scherzt und grinst. Manchmal lächelt Heidi zaghaft, so, als wolle sie ihn nicht beleidigen, wenn sie nicht lächelte. Eigentlich hört sie ihm gar nicht zu. Immer wieder muß sie an Gerd denken, immer wieder an Gerd. Der Kurzgeschorene bemüht sich krampfhaft um sie. Er erzählt ihr, daß er Funker sei, und trommelt mit den Fingern am Weinglas. Er sagt, daß ihn die Funkerei nervös mache, und er trommelt immer wieder „dit-da-dit-dit".
„Wissen Sie, was das heißt: dit-da-dit-dit? Das heißt ‚Ludwig', also ‚l'. Dit-da-dit-dit ist bei uns ein Begriff. Das ist ein bestimmtes Klangbild. Kurz-lang-kurz-kurz, dit-da-dit-dit. Raten Sie mal, wie das heißt: dit-da-dit-dit. Es ist was Schönes."
Heidi rätselt ein wenig erfolglos. Später tanzen sie wieder. Plötzlich ist ihr, als tanze Gerd neben ihr. Sie schaut noch einmal hin und noch einmal. Der Kurzgeschorene sagt immer wieder: „Dit-da-dit-dit", und blickt ihr in die Augen, lange und tief. Aber sie sieht nur noch den vorübertanzenden Gerd. Sie ist verwirrt.
Da bemerkt ihn auch der Kurzgeschorene. Er stammelt: „Komm, Heidi, ich ..., ich schlage vor, wir ..., wir gehen."
„Warum?" fragt Heidi.
Sie setzen sich, und der Kurzgeschorene ist sehr verlegen und blaß. Als die Kapelle wieder zu spielen beginnt, geht Gerd über den Saal. Er schwankt ein wenig. Er sucht ein Mädchen zum Tanzen. Er sieht sehr viele Mädchen, doch er kann sie nicht recht erkennen. Es ist alles so unscharf, konturenlos. Warum dreht sich denn alles? Drehe ich mich? Dreht sich der Saal? Warum hängt denn alles so schief? Und der Kellner, warum hat er zwei Köpfe? Gerd faßt sich an die Stirn. Ob ich auch zwei Köpfe habe? Verrückt, was? Ich bin doch nicht betrunken! –
Mensch, dort ist ja der Weißleder! „Grüß dich, altes Haus", ruft er hinüber. Hm, der hat keinen schlechten Geschmack. Mit der werde ich mal — — „Du gestattest doch? Darf ich bitten?" — — tanzen.
Er tanzt mit ihr.
„Verzeihung, ich tanze nicht gut Walzer", sagt er, als er ihr zum dritten Mal auf den Fuß tritt.
„Aber das ist doch ein Tango", erwidert sie lachend.
Richtig, denkt er, ein Tango. Tangos sind überhaupt was Herrliches. Sie schaut ihn an, von unten, erwartungsvoll. Er schaut sie an, von oben; seine Augen sind glasig. Warum erkennt er mich nicht?
Gerd ist die Zunge sehr schwer. Er blickt ihr wieder in die Augen, ihr schwarzes Haar glänzt. Ein mattes Bild taucht auf im Nebel seiner Sinne.



„Wo haben wir uns ...?"
„Bitte?"
„Wo habe ich Sie bloß schon mal gesehen?"
Sie zuckt mit den Schultern.
„Sie erinnern mich an jemanden."
„Ja?"
Er schweigt wieder.
Mit einem Male ist er traurig.
„Ach, an eine Freundin ... Aber als ich zur Armee ging, wollte sie nichts mehr von mir wissen."
So ein Schwindler, aber sie sagt nichts.
Der Tanz ist zu Ende. Er begleitet sie zu ihrem Platz.
Weißleder ist nicht da.
Dann geht Gerd zur Tür, wo Kellermann steht.
Heidi liest auf dem Bierdeckel:
„Rechnung bezahlt. Viel Spaß, Verzeihung für alles. Auf Nimmerwiedersehen. . — . . dit-da-dit-dit."
Die nächste Tour ist eine Damenwahl. Gerd wundert sich, daß ihn das Mädchen auffordert.
Sie sagt: „Mir ist so heiß."
„Gehen wir ein bißchen ... frische Luft schnappen?" schlägt er vor. Draußen scheint der Mond. Doch Gerd hat sich geirrt: Sie läßt sich nicht küssen. Sie entzieht sich ihm kichernd und rennt weg. Er ihr hinterher. Erst im Saal erreicht er sie ...
Als sie wieder tanzen, scherzt sie: „Ich lasse mich doch nicht von Betrunkenen küssen."
Doch läßt sie sich von Betrunkenen heimbegleiten.
„Hatten Sie Ihre Freundin sehr gern?"
„Sehr gern", sagt Gerd.
„Auch jetzt noch?"
„Nein", kommt es prompt. „Sie gefallen mir viel besser. Sie hatte wundervolle, lange schwarze Haare ..."
Heidi kann das Lachen nicht verkneifen.
Das Heim, in dem sie untergebracht ist, liegt an der Hauptstraße. Die Hauptstraße hat holpriges Pflaster, aber auf der einen Seite stehen Bänke und Kastanien. Schade, daß sie sich nicht küssen läßt. Sie gibt ihm ihre Adresse.
„Gute Nacht", flüstert sie. Er reicht ihr die Hand. Einen Herzschlag lang spürt er ihre Lippen auf den seinen. Doch gleich springt sie die Treppe hoch.
„Du, schreibst du mir?"
Gerd braucht nicht mehr auf den Zettel zu sehen, um zu wissen, wie sie heißt.



Illustrationen: Horst Bartsch

Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 435)*

... Nun ist er schon am andern Ufer angelangt, springt ungeduldig vom Floß ins Wasser, watet ans Land und klettert das steile Ufer empor.

... Atemlos vom schnellen Lauf, erreicht er die Chaussee. Er hebt die Hände hoch.

Mehrere Kraftwagen brausen an ihm vorbei.

Alexej stellt sich mitten auf die Straße.

Der nächste Wagen bremst quietschend direkt vor seiner Brust.

„Bist du verrückt geworden?!" schreit der Fahrer, ebenfalls ein Soldat, ihn an. „Oder bist du lebensmüde?"

Alexej springt auf das Trittbrett.

„Lieber Freund! Bring mich nach Sosnowka, das sind nicht mehr als zehn Kilometer von der Straße weg."

„Ausgeschlossen!" schreit der Fahrer.

„Versteh doch! Ich komme von der Front! Ich muß sofort zurück! Ich will nur meine Mutter umarmen!"

„Und ich soll für dich ins Loch?! Runter mit dir!"

„Hol dich der Teufel, verdammter Egoist!" brüllt Alexej ihn wütend an, springt auf die Erde und läuft quer durchs Feld.

Der Fahrer blickt ihm nach und fährt seines Weges weiter.

Alexej läuft.

Plötzlich bremst der Wagen, hält einen Augenblick, macht dann kehrt und fährt durch das Brachfeld Alexej nach. Rüttelnd und schüttelnd auf dem unebenen Boden, holt er Alexej ein und fährt eine Weile neben ihm her. Der Fahrer zankt im Fahren mit Alexej. Schließlich klettert Alexej in den Wagenkasten, und der Wagen rollt auf einem Feldweg in einem Tempo, daß das Wasser aus den Pfützen nur so hochspritzt.

*

... Hinter einem Hügel kommen die Hausdächer des Dorfes zum Vorschein.

... Da ist auch schon Sosnowka.

Vor einer Scheune am Dorfrand arbeiten Frauen. Als sie den Wagen kommen hören, blicken sie von der Arbeit auf und sehen scharf hin.

„Scheint einer aus Sosnowka zu sein ..."

„He, Grunja, ist das nicht zufällig dein Junge?"

Der Wagen saust an ihnen vorbei.

„Nein, leider ...", antwortete die Frau traurig.

„Kinder, das ist doch Katerinas Aljoscha!"

„Tatsächlich, er ist es!"

„Oh, und Katerina ist auf dem Feld!"

Die Frauen reden aufgeregt durcheinander, bis eine von ihnen energisch den Spaten in die Erde sticht und losrennt, aufs Feld.

Unterdessen fährt der Wagen ins Dorf hinein. Vor Alexejs Haus bleibt er stehen. Alexej springt herunter und läuft zur Tür. Doch diese ist verschlossen. Er läuft zum Nachbarhaus, klopft und tritt gleich darauf ein. Im halbdunklen Windfang prallt er mit einem jungen Mädchen zusammen, das schweigend vor ihm in die helle Stube zurückweicht. Alexej folgt ihr.

„Sie sind zurückgekommen, Alexej Nikolajewitsch ...", sagt sie leise.

„Sojka! Du bist ja nicht wiederzuerkennen!"

Das Mädchen blickt verlegen zu Boden.

„Weißt du vielleicht, wo meine Mutter ist?"

„Tante Katja ist auf dem Feld, bei der Kartoffelernte. Aber setzen Sie sich doch ... Ruhen Sie sich von der Reise aus, trinken Sie eine Tasse Tee. Tante Katja wird schon kommen", sagt das Mädchen erfreut und zugleich befangen.

„Was redest du! Ich muß sofort wieder weg!"

„Wieso — sofort?!"

„Sofort ... Diesen Augenblick!"

Das Mädchen starrt Alexej entsetzt an.

„Aber Tante Katja ..."

*

Quer durchs Feld läuft Tante Katja. Sie läuft durchs Gebüsch, über Äcker, springt über Gräben, jede Müdigkeit vergessend und ohne ihr Alter zu spüren.

Ihr Gesicht ist wunderschön in der Erregung ... Sie läuft zu ihrem Sohn.

*

Währenddessen eilt der Sohn die Stufen des Nachbarhauses herunter und rennt zum Wagen.

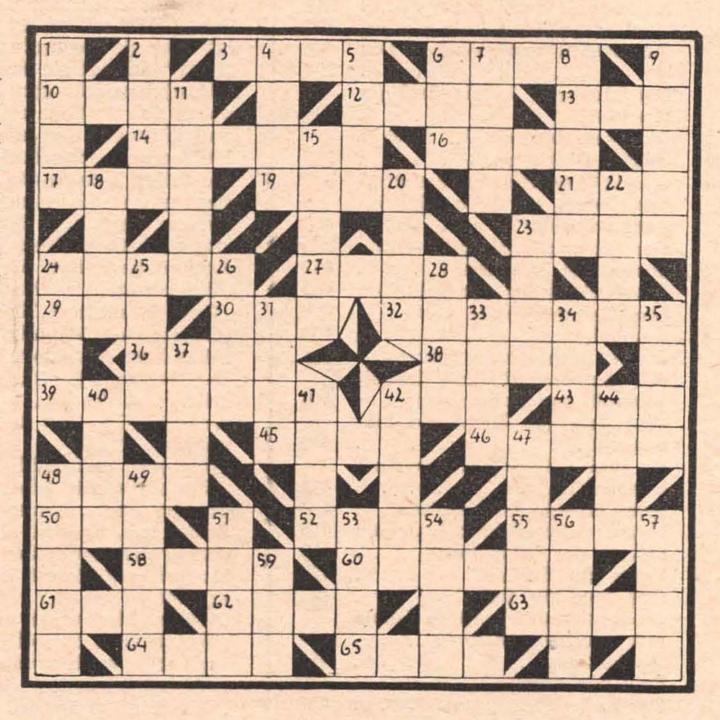
„Mutter ist nicht da ... Fahren wir aufs Feld."

„Ich kann nicht", antwortet der Fahrer leise.

„Wir kehren nicht mehr hierher zurück, sondern fahren gleich weiter."

(Fortsetzung auf Seite 444)

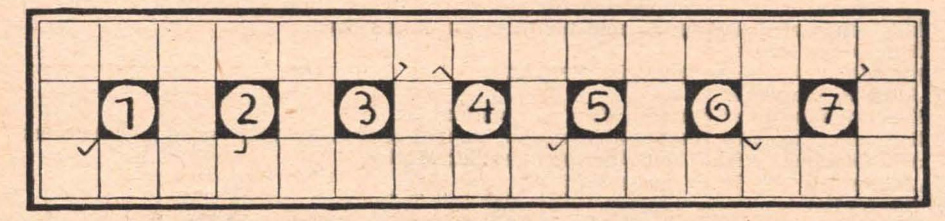
KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 3. malaiischer Dolch, 6. Vorwärts-Läufer, 10. Sportmannschaft, 12. Erfinder des Gasglühlichts, 13. Laufvogel, 14. sowj. PKW, 16. österreich. Physiker (1838–1916), 17. Gartenanlage, 19. europ. Währung, 21. Hirschart, 23. dtsch. Schriftsteller („Der Fischer von Sylt"), 24. einrädiges Gefährt, 27. Lockergestein, 29. Sportzeitung, 30. intern. Hilferuf, 32. dtsch. PKW, 36. Nebenfluß der Fulda, 38. Blutgefäß, 39. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 42. frz. Schriftsteller (1804–1857), 43. Kosmos, 45. Sportklasse, 46. Nähutensil, 48. Verkehrszeichen, 50. Nebenfluß der Donau, 52. Edelgas, 55. Ostseebad, 58. norweg. Mathematiker (1802–1829), 60. ungar. Omnibus, 61. Strom in Afrika, 62. dtsch. Schriftsteller („Adel im Untergang"), 63. Nebenfluß des Rheins, 64. Theaterplatz, 65. Nebenfluß des Rheins.

Senkrecht: 1. militär. Führungsstelle, 2. Umhang, 4. dän. Insel, 5. Nebenfluß der Mosel, 6. poln. General und Freiheitskämpfer (1794–1850), 7. sowj. Gebirge, 8. Meßgerät, 9. Vorwärts-Diskuswerfer, 11. Antrieb, 15. Halbinsel bei Stralsund, 18. Kurzbezeichnung für die griech. Volksbefreiungsarmee, 20. dtsch. Philosoph (1724–1804), 22. Hirschart, 23. Teil des Rades, 24. Dichtungsmittel, 25. Schiffstau, 26. Haustier, 28. Nebenfluß der Donau, 31. Stadt an der Oka, 33. arab. Hafenstadt, 34. Stadt in Rumänien, 35. Titelgestalt eines Dramas von Schiller, 37. Oberhaupt im alten Venedig, 40. Stadt in der Ukraine, 41. europ. Hauptstadt, 42. südpoln. Stadt am San, 44. Ölpflanze, 47. Sammelbuch, 48. Insekt, 49. akust. Erscheinung beim Schuß, 51. Vorwärts-Leichtathlet (Dreisprung), 53. Ziffer, 54. Sinnesorgan, 56. Nebenfluß der Donau, 57. Gebietsstreifen, 59. dem Wind abgewandte Schiffsseite.

RUND UM DAS ZAHLENFELD



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Zeiger und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.
1. Nahkampfwaffe, 2. Autor des Romans „Rot und Schwarz", 3. Blasinstrument, 4. Vorwärts-Boxer (Schwergewicht), 5. Sammelbegriff für Schießbedarf, 6. Sportvereinigung in der DDR, 7. Kraftfahrzeug.

BUCHSTABENTAUSCH

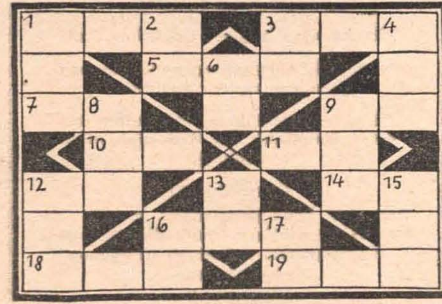
Porto — Liter — Irak — Litze — Taube — Rang — Raum — Ried — Einer — Heine — Ungar — Stern — Arber — Land — Urfa — Akte — Geld.
Bei vorstehenden Wörtern ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist an den Kopf ein neuer Buchstabe voranzusetzen. Bei richtiger Lösung nennen die neuen Anfangsbuchstaben ein Sturmgeschütz.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a — bord — borg — burg — chas — chi — chung — der — dril — e — e — eid — en — er — es — es — fah — gel — ger — glei — in — kirch — kor — ling — me — na — nan — ne — ner — nie — nien — ri — rie — rie — rist — se — se — see — sex — sis — steu — stroy — te — them — tou — tre — ul — wy — zwin — sind 21 Wörter zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen Grundsatz der Waffenbrüderschaft zwischen den Armeen des sozialistischen Lagers (ch = ein Bustabe).

1. Bekanntes Bauwerk in Dresden, 2. sowj. Stadt am Finn. Meerbusen, 3. sowj. Reisebüro, 4. rechte Seite eines Schiffes, 5. Fahrgestell, 6. militär. Geleit, 7. antifasch. Widerstandskämpferin, von Faschisten ermordet, 8. autonomes Gebiet in Nordostafrika, 9. volksdemokr. Staat, 10. Fluß in England, 11. dtsch. Film- und Theaterregisseur, 12. Stadt an der Saale, 13. ein Höhepunkt im Leben eines Armeeangehörigen, 14. Fußballer (ASK Vorwärts Berlin), 15. nordamerik. See, 16. Laubbaum, 17. norweg. Polarforscher, 18. Jagdgewehr, 19. engl. Grafschaft, 20. österr. Lustspieldichter (1801–1862), 21. fundamentaler Begriff der Mathematik.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. sowj. Dienstpistole, 3. südeurop. Zwergstaat, 5. Nachtragsgesetz, 7. zahnartiger Mauerabschluß, 9. Roman von Zola, 10. sowj. Eisbrecher, 11. altes Zählmaß, 12. Stadt am Don, 14. Kopfbedeckung, 16. Dienstgrad bei den Seestreitkräften, 18. militär. Einheit, 19. Fernrohr.
Senkrecht: 1. Teil der MPi, 2. Stadt in der westl. Ukraine, 3. Hafenmauer, 4. Strahlenkranz der Sonne, 6. Industriestadt südl. von Essen, 8. russ. revol.-dem. Dichter (1821–1878), 9. südlichster Teil Afrikas, 12. Turner mit besonderen Geschicklichkeitsleistungen, 13. Moskauer Verkehrsmittel, 15. Sehrohr für U-Boote, 16. Mädchenname, 17. Stadt in Südfrankreich.

Auflösungen aus „Armee-Rundschau" 8/60

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Tower, 5. Para, 9. Blase, 12. Ilawa, 13. Ameise, 15. Krieg, 17. Topp, 18. Gitarre, 20. Staub, 21. See, 23. Etui, 24. Ossa, 26. Idol, 28. Ring, 29. Dame, 31. Gast, 33. Nimes, 34. Mai, 35. Artel, 37. Ziel, 39. Bau, 40. Oste, 43. Oker, 45. Liga, 47. Nantes, 49. Borneo, 52. Kiel, 53. Erde, 55. Ebro, 56. Rau, 57. Lore, 59. Raabe, 62. Rab, 63. Trieb, 65. Glas, 66. Saar, 68. Base, 69. Reni, 70. Team, 73. Pisa, 75. Kur, 77. Maser, 79. Marsala, 81. Tuch, 82. Orion, 83. Flamen, 84. Ornis, 85. Salut, 86. Reif, 87. Amado.
Senkrecht: 1. Tokio, 2. weiß, 3. Riga, 4. Haubitze, 5. Patrone, 6. Raps, 7. Ampere, 8. Mig, 9. Bett, 10. Adria, 11. Eleve, 14. Siegmund, 16. Etage, 19. Audion, 22. Eisbär, 25. Sir, 27. Lille, 30. Mate, 32. Aloe, 35. Abbe, 36. Torr, 38. Irkutsk, 41. Stoa, 42. Este, 44. Korbball, 46. Iller, 48. Aera, 50. Obra, 51. Norris, 54. Regiment, 58. Oberhof, 60. Aster, 61. Boa, 64. Reuter, 66. Samos, 67. April, 71. Erika, 72. Manko, 74. Saft, 76. Rune, 78. Sosa, 80. Aal.

Bilderrätsel: „Wer sich dem gesellschaftlichen Fortschritt entgegenstellt, der muß und wird unterliegen.

Silbenrätsel: 1. Donbass, 2. Itzehoe, 3. Eluard, 4. Tatsachen, 5. Aragon, 6. Tittes, 7. Elend, 8. Nanking, 9. Dederon, 10. Elektron, 11. Rerik, 12. Bombarde, 13. Examen, 14. Sessel, 15. Taschkent, 16. Ebene, 17. Nansen, 18. Möwe, 19. Ufer, 20. Ekrasit, 21. Sedow, 22. Seelenachse, 23. Einwurf. „Die Taten der Besten müssen zu Taten der Massen werden."

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 24, Postschließfach 7986, Telefon: 42 58 41, 42 70 76 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"

Zeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen in der Nationalen Volksarmee

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Unser Titelbild

Gründlich und gewissenhaft müssen die Mechaniker arbeiten, damit die AN 2 dem Flugzeugführer startbereit übergeben werden kann.

Rücktitel

Von den sieben Gewichthebern, die in der gemeinsamen deutschen Mannschaft an den XVII. Olympischen Sommerspielen teilnehmen, stellt die Armeesportvereinigung Vorwärts allein vier. Oberfeldwebel Reck aus Leipzig ist einer von ihnen.

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Foto Seite 431: Pollatschek

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. August 1960

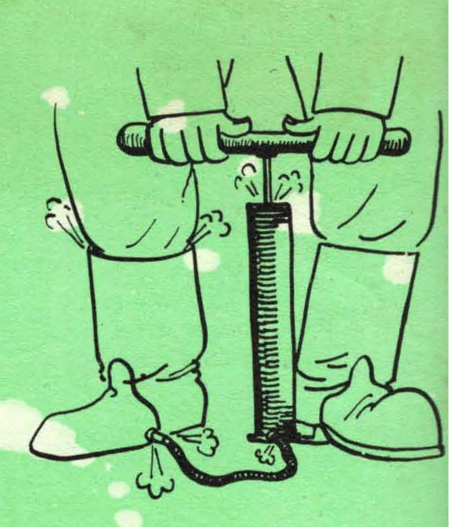
Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 442)*

„Sie ist nicht weit weg!" redet auch das Mädchen auf den Fahrer ein.
„Na schön, das ‚Loch' ist mir sowieso sicher", gibt der Fahrer schließlich nach. „Los, fahren wir!"
Das Mädchen blickt unverwandt auf Alexej. Der Wagen fährt an.
. . . In diesem Augenblick zeigt sich am anderen Ende der Dorfstraße die Mutter. Das Mädchen schaut traurig dem sich entfernenden Wagen nach, und plötzlich erblickt sie die laufende Frau.
„Halt!" schreit sie und rennt dem Wagen nach.
Alexej bemerkt das Mädchen. Sie zeigt mit der Hand zu der Mutter hin. Alexej packt den Fahrer bei der Hand. Der Wagen bremst. Alexej springt im Fahren ab und läuft auf der langen, geraden Dorfstraße der Mutter entgegen.
Mutter und Sohn laufen einander entgegen. In der Mitte des Dorfes treffen sie sich. Sie fallen sich in die Arme. So stehen sie da, erschöpft vom Laufen, und vor Aufregung und Glück außerstande, auch nur ein Wort hervorzubringen.
Und wie aus dem Boden gestampft sind auch schon die Dorfbewohner alle da, die einen dichten Kreis um sie bilden. Manch eine Frau wischt sich die Tränen ab. Andere begrüßen Alexej und überschütten ihn mit Fragen.
„Willkommen zu Hause!"
„Hast du meinen Wanja an der Front getroffen?"
„Guten Tag, Aljoscha!"
„Was hört man dort bei euch vom Ende des Krieges?"
Die Mutter ist eifrig bemüht, ihren Sohn vor dem Fragensturm zu retten.
„Nun bist du da . . . mein Junge! So ein Glück!" spricht sie und wischt sich die Augen. „Und ich habe gewartet . . . Was ist mir nicht alles durch den Kopf gegangen . . ."
„Wie geht es dir, Mutter?"
„Wie soll's mir schon gehen? Wie es eben allen im Krieg geht . . . Die Arbeit ist schwer, aber Männer gibt es keine. Überall Frauen, wo du auch hinsiehst . . . Schau her, da sind sie alle . . . Na, was bedrängt ihr ihn? Versteht ihr denn nicht, daß er von der Reise müde ist! Komm ins Haus, Aljoscha! Iß was und ruh dich aus. Komm!" Aufgeregt läuft sie ein paar Schritte vor, in der Hoffnung, daß er nachkommt.
„Warte, Mutter. Es geht nicht . . . Ich hab's eilig."
„Wohin hast du's eilig?"
„Ich muß weiterfahren. Ich bin doch nur auf der Durchreise. Nur einen Augenblick Zeit habe ich."
„Wieso, mein Junge . . . Ich verstehe das nicht."
„Ich muß fahren. Sofort. Sprechen wir uns lieber hier aus."
Die Leute ringsum verstummen sogleich.
Die Mutter, die schließlich den für sie schrecklichen Sinn seiner Worte begriffen hat, geht auf den Sohn zu und bleibt neben ihm stehen.
Eine lange Pause.
Sie blickt ihm schweigend ins Gesicht.
Auch er schweigt.
Die Dorfbewohner ringsum sind wie erstarrt.
Ein langgezogenes Hupensignal ertönt. Alexej seufzt. Er holt aus dem Rucksack sein Geschenk heraus und überreicht es der Mutter.
„Ich wollte das Dach ausbessern . . ."
Die Mutter nickt, ihre Augen füllen sich mit Tränen.
„Wie groß du geworden bist . . . und so mager . . ." Sie streicht ihm zärtlich über den Kopf.
„Das ist nicht schlimm. Und du, Mutter, bist du nicht krank?"
„Nein." Sie lächelt. „Zum Kranksein hat man heutzutage keine Zeit."
Wieder hupt der Wagen.
„Nun muß ich fort, Mutter . . ." Alexej umarmt seine Mutter.
Diese klammert sich an ihn, als wolle sie ihn festhalten. Sie schluchzt ungehemmt.
„Aljoscha, mein Junge! Aljoschenka! . . ."
„Verzeih mir, Mutter", sagt er plötzlich.
„Was soll ich dir verzeihen, mein Kind?"
„Verzeih mir, Mutter . . .", wiederholt er und birgt seinen Kopf an ihrer Brust.
„Was hast du, Aljoscha, mein Junge?! Mach dir keine Sorgen . . . Ich werde nicht verzagen, werde alles überstehen und deine Rückkehr erleben! Deinen Vater wiederzusehen ist mir versagt geblieben, aber du wirst wiederkommen!"
Der Fahrer hupt beharrlich und aufgeregt. Alexej macht sich behutsam aus Mutters Arm frei und geht durch die Menge zum Wagen.
„Mein Wanja . . . Hast du meinen Wanja an der Front getroffen?" fragt wieder die Stimme von vorhin.
Der Wagen hupt.
Alexej küßt ein letztesmal die Mutter, drückt zerstreut ein paar ihm entgegengestreckte Hände und steigt in den Wagen.
. . . Der Wagen fährt an.
„Ich komme wieder, Mutter!" schreit Alexej.
Die Dorfbewohner winken ihm nach. Mit Augen voller Tränen, außerstande, die erschlafften Arme hochzuheben, blickt ihm die Mutter nach.
Der Wagen entfernt sich immer weiter.

* * *

„Das ist alles, was wir über unseren Freund Aljoscha Skworzow erzählen wollten", sagte der Sprecher, während der Wagen hinter dem fernen Hügel verschwindet. „Er hätte ein guter Familienvater und vortrefflicher Staatsbürger werden können. Er hätte ein Arbeiter, Ingenieur oder Wissenschaftler werden, hätte Getreide anbauen und die Erde mit blühenden Gärten schmücken können. Doch das Schicksal ließ ihn nur Soldat werden. Und als solcher wird er für immer in unseren Herzen leben!"

kleine Pannen



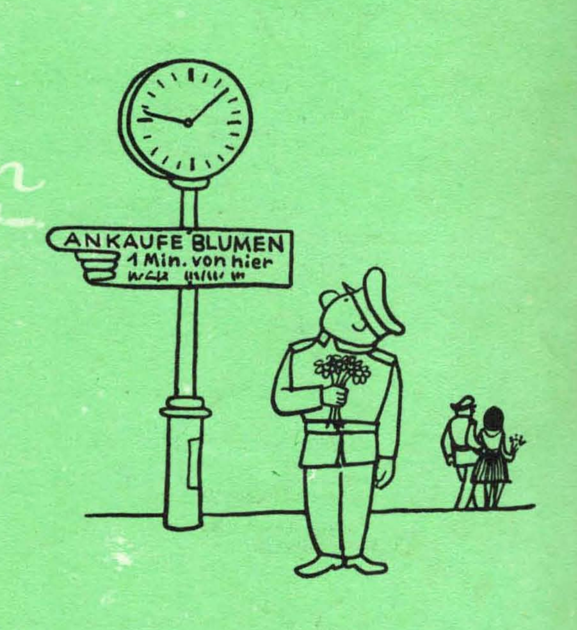


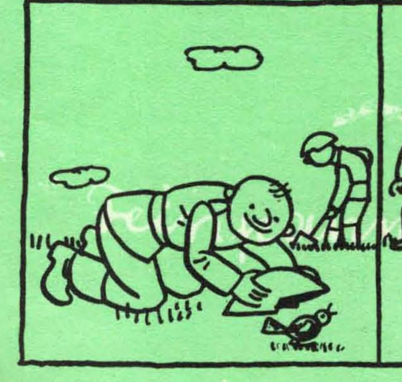
erdacht und gezeichnet

von Paul Klimpke
















ASV
ARMEE
Rundschau